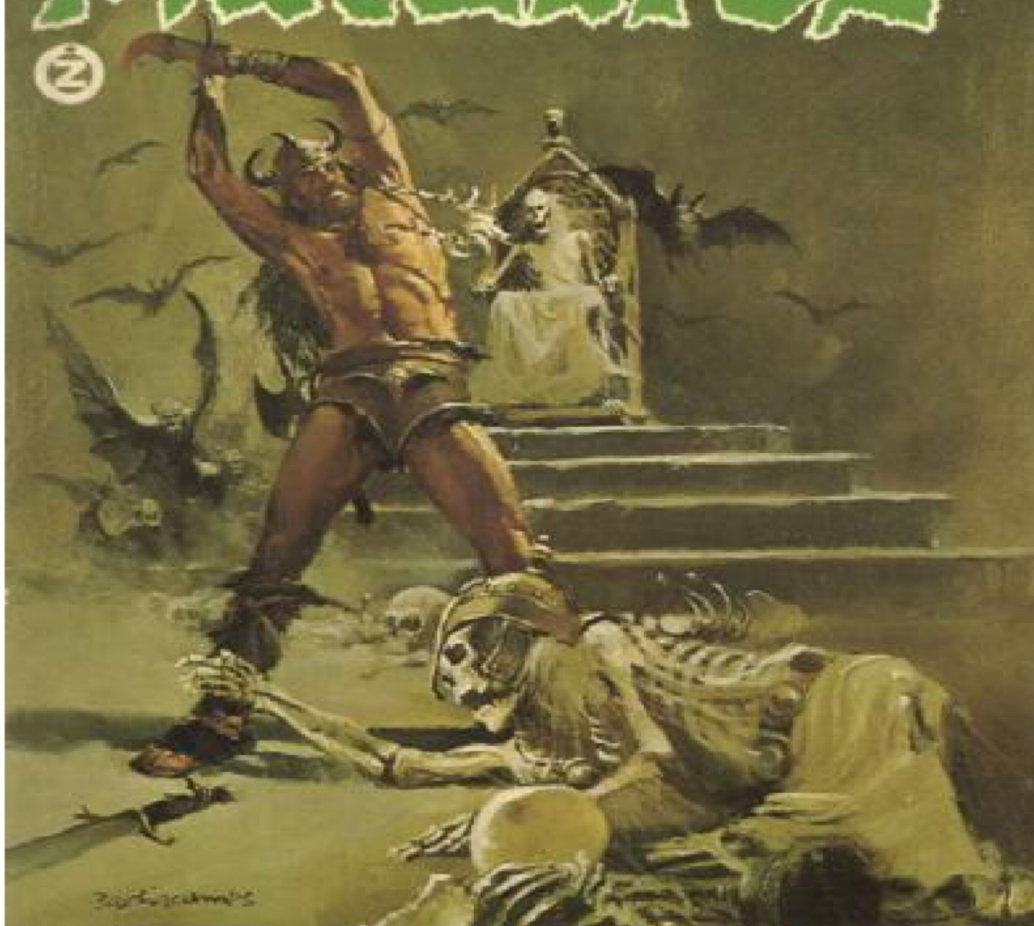
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 52

DM 1,20

Österr. S 9,- Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 3 incl. moms
Italien L 500 Spanien Pts 40
Printed in Germany

Aufstand der Knochenmonster



Nr. 52

Aufstand der Knochenmonster

(Zweiter Teil der »Skelettus-Trilogie«)

Die Frau hatte eine ungesunde, graue Gesichtsfarbe, eine spitze Nase, und die Linien um ihren Mund waren tief eingefurcht. Die Fremde kam langsam die Allee entlang. Es dunkelte bereits.

Der Himmel war bewölkt, und zwischen den dahinziehenden Wolkenbergen glitzerte hin und wieder ein winziger Stern.

Die Straße war menschenleer.

Nicht mal Autos parkten hier.

Die Allee mündete genau in ein drei Meter hohes Tor, das sich in einer massiven Wand aus dunkelrot gebrannten Ziegelsteinen befand.

Die Heilanstalt!

Die Frau mit dem grauen Gesicht und den stumpfen, wie leblos wirkenden Augen, lächelte hintergründig, je näher sie dem Tor kam.

Hier, rund zwanzig Kilometer von Oslo entfernt, lag eine Heilanstalt für psychisch Kranke. Um diese Zeit hielten sich keine Besucher mehr auf.

Die nächste Ortschaft war ein Dorf mit weniger als dreihundert Einwohnern und lag sieben Kilometer entfernt.

Die Frau, die die Straße entlangkam, trug das Haar hochgesteckt. Ein dunkler Mantel lag um ihre schmalen Schultern, die sich knochig unter dem Stoff abzeichneten.

Noch fünf Schritte waren es bis zum Tor, dann stand die Fremde schließlich davor.

Sie ließ den Blick nur flüchtig über die Hinweistafel gleiten. Der Klingelknopf und die Sprechanlage, die sie hätte benützen müssen, um den Portier dazu zu bringen, das Tor zu öffnen, interessierten sie überhaupt nicht.

Sie streckte die Hände aus – und passierte das Tor, als wäre es nicht vorhanden!

*

»Wir stehen vor einem Rätsel, Dr. Belman«, sagte Dr. Gullbrans, die Achseln zuckend. Der breitschultrige Arzt hatte die Figur eines Athleten. »Wir können nichts finden. Alle Tests sind positiv verlaufen.«

»Keine Anzeichen einer Geisteskrankheit also«, bemerkte Dr. Belman, der drahtig und jugendlich neben dem massiven Nervenarzt wirkte, dem man ansah, daß er oft hart zupacken mußte. Gullbrans hatte Hände wie ein Fleischer, breit und kräftig, richtige Pranken.

Belman war gute fünfzehn Jahre jünger als Gullbrans, wirkte trotz der graumelierten Schläfen jünger, als man ihn ohnehin im Vergleich mit dem Nervenarzt schätzen mochte.

Dr. Thorwald Belman stammte aus Oslo. Dort war er an einer Klinik als Chirurg angestellt. Unter normalen Umständen hätten sich die Wege Belmans und Gullbrans wahrscheinlich nie gekreuzt.

Der Grund, weshalb es doch dazu gekommen war, lag in der Person von Anka Sörgensen begründet. Die sechsundzwanzigjährige, vom Fernsehen her bekannte Künstlerin war vor wenigen Wochen in jener Osloer Klinik von Thorwald Belman am Blinddarm operiert worden .

Schon die Vorbereitungen zu dieser Operation zeigten sich in Anka Sörgensens Blick in einem merkwürdigen Licht. Sie vertraute sich Belman an und schien überzeugt davon, daß die Narkose wohl bei ihr nicht wirken und nach der Operation ihr Leben in anderen Bahnen verlaufen würde als bisher.

Damit hatte sie in der Tat nicht unrecht gehabt.

Nach der Operation ereigneten sich eine Reihe von Dingen, die nicht in das Bild des Herkömmlichen paßten.

Ohne ersichtlichen Grund verschlechterte sich da zunächst der Zustand der Frischoperierten, um sich nach vierundzwanzig Stunden auf eine Weise zu verbessern, daß man ohne Übertreibung von einem Wunder sprechen konnte.

Die frische Operationsnarbe sah nach diesen vierundzwanzig Stunden so aus, als ob sie schon vor einigen Jahren verheilt sei!

Anka Sörgensens Organismus schien der Zeit ein Schnippchen geschlagen zu haben. Die junge Frau hatte sowohl eine körperliche Veränderung durchgemacht – wie eine geistig-seelische.

Von Stund’ an fühlte sie sich beobachtet und verfolgt. Eindeutige Hinweise legten Zeugnis ab davon, daß um sie herum auch tatsächlich etwas vorging, was man sich einfach nicht erklären konnte.

Es kam zu Unfällen im Krankenhaus. Ein Wagen mit heißem Kaffee und Tee kippte um und stürzte genau in dem Augenblick die Treppen herab, als Anka Sörgensen die Stufen nach oben kam.

Geistesgegenwärtig durch einen Sprung zur Seite entging sie Schlimmerem.

Hier ließ sich noch am ehesten von einem Unfall sprechen, der nicht »gesteuert« zu sein brauchte, wie Anka Sörgensen es annahm.

Anders sah es aus mit dem Balkon, auf dem sie wenig später stand, der aus unerfindlichen Gründen plötzlich abbröckelte und sie mit sich in die Tiefe zu reißen drohte.

Inzwischen war eine genaue Untersuchung des Falles durchgeführt worden. Architektonisch gab es an dem vor acht Jahren in Dienst gestellten Krankenhaus nichts zu bemängeln. Es gab keine plausible Erklärung dafür, weshalb das Baumaterial Ermüdungserscheinungen zeigte.

Nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus kam es schon wenige Stunden später zu einem Vorfall, der die Ereignisse um Anka Sörgensen und ihren Geisteszustand in ein ganz anderes und neues Licht rückte: Anka Sörgensen behauptete, von einem Mann verfolgt

worden zu sein, der aus einem Bild gestiegen sei.

Beherzte Passanten, die ihr Schreien vernahmen, waren in ihre Wohnung gerannt und hatten verhindert, daß sie sich aus dem Fenster stürzte in vermeintlicher Flucht vor dem Verfolger aus dem Bild, den niemand außer ihr gesehen hatte.

Dieses Ereignis gab den Ausschlag, daß mit Unterstützung der Eltern der Kranken eine Einweisung in ein Heim psychisch gestörter Personen erwögen wurde.

»Wenn es um Anka Sörgensen geht, dann wehrt sich jedoch alles in mir, sie als ›krank‹ im eigentlichen Sinn zu bezeichnen«, erörterte Belman den Vorfall noch mal detailliert mit dem Nervenarzt, der die Sechsundzwanzigjährige nun seit nunmehr drei Wochen unablässig beobachtete. »Sie behauptet von sich aus, nicht krank zu sein. Mit der Operation sei etwas in ihr gefestigt worden, was sie als ›mediale Fähigkeit‹ schon immer gefühlt hätte. Nun seien diese Fähigkeiten voll zum Ausbruch gekommen.«

Thorwald Belman, der in den vergangenen Wochen mehr als einmal mit Gullbrans telefoniert hatte, verschwieg auch nicht die ersten Gespräche mit Anka Sörgensen. In ihnen hatte sie ihm anvertraut, daß sie seltsame Gestalten, die menschenähnlich waren und bei denen es sich dennoch um keine Menschen handelte, gesehen hätte.

»Da war ein Mann, der nur aus Knochen bestand. Er lebte einsam in einer Burg, die ebenfalls aus Knochen gebaut war.« Da existierte in Anka Sörgensens Bericht ein anderer, den sie als vollwertigen Menschen beschrieb und der sogar mit ihr gesprochen hätte. »Es handelte sich bei dieser Figur um einen kraftvollen glatzköpfigen Mann. Er hätte Ähnlichkeit mit einem Inder gehabt. Er hat sogar seinen Namen genannt: Rani Mahay.«

Olaf Gullbrans nickte. »Über all diese Dinge habe ich selbstverständlich auch mit ihr gesprochen. Fräulein Sörgensen erwies sich als ausgesprochen mitteilsam und kontaktfreudig. Sie hat sich inzwischen auch damit abgefunden, daß sie anders reagiert als andere Menschen. Es fällt mir schwer, Ihnen zuzustimmen, daß all die Bilder, die Fräulein Sörgensen uns beschrieben hat, nicht auf ein krankes Hirn zurückzuführen sind. Aber ich muß mich den Tatsachen beugen, die allein sind maßgebend.«

»Sie glauben also daran, daß Fräulein Sörgensen über außersinnliche Wahrnehmungen verfügt?«

»Nach dem heutigen Stand der Forschung kann man derartige Dinge natürlich nicht grundsätzlich abstreiten. Obwohl ich persönlich dazu neige, Herr Kollege. Alles ist erklärbar, wenn es vom Organismus herkommt. Man muß diesen Organismus, seine Mechanik und Funktion eben nur kennen. Und ich glaube eher, daß wir noch viel

zuwenig wissen, um hier eine endgültige Aussage zu treffen. Möglicherweise ist Anka Sörgensen doch krank, aber wir erkennen diese Krankheit nicht.«

Belman seufzte. Im Grund genommen mündeten diese Gespräche doch alle in das eine: Skepsis, Ratlosigkeit, Unverständnis.

Sobald etwas nicht in ein Schema paßte, suchte man krampfhaft nach Erklärungen.

Er, der die Vorfälle um Anka Sörgensen praktisch hautnah miterlebt hatte, war da ganz anderer Ansicht.

Der Fall Anka Sörgensen interessierte ihn nicht nur aus wissenschaftlicher Sicht, sondern auch aus menschlicher.

Er besaß ein persönliches Interesse an der jungen, bildhübschen Osloerin, deren Charme und Art ihm gefielen.

Anka Sörgensens Schicksal war fast zu seinem geworden. Seit ihrer Einlieferung in die Heilanstalt, die schnell erfolgt war, verging kaum ein Tag, daß er sich nicht telefonisch nach dem Befinden der Patientin erkundigt hätte.

Es war jetzt zwanzig nach acht Uhr abends.

Der Park, in dessen Mitte fast das große Heim stand, strahlte eine angenehme Stille, einen Frieden aus, wie man ihn in den großen Städten nicht mehr fand.

Hier konnten strapazierte Nerven sich erholen.

Die Luft draußen war kalt und klar.

»Wir werden diese Nacht wieder Frost bekommen«, sagte Olaf Gullbrans und löste sich vom Fenster. Er schloß mit diesem Gespräch das bisherige Thema ab.

Thorwald Belman hatte sich ebenfalls erhoben. Er schob die aufgeschlagene Akte zurück, in der sie geblättert hatten.

»Sie weiß nicht, daß ich hier bin… noch nicht, Herr Kollege. Ich hatte ihr versprochen, mich um sie zu kümmern. Dieses Versprechen habe ich auch gehalten. Nur, sie weiß bisher nichts davon. Ich möchte sie gern sehen, wenn es möglich ist…«

Gullbrans ließ ihn nicht ausreden. »Aber natürlich! Das ist doch überhaupt keine Frage.«

Thorwald Belman lächelte. Er freute sich auf das Wiedersehen.

Gullbrans begleitete den Chirurg aus Oslo über den langen, beleuchteten Korridor.

In den Gängen war es still.

Auf jeder Etage waren ständig zwei Nachtwachen im Einsatz. Die Patienten und Pflegebedürftigen, die hier untergebracht waren, befanden sich in den besten Händen.

Es gab eine geschlossene Abteilung, in der sich die besonders schweren Fälle befanden. Diese Patienten standen unter hohen Dosen bestimmter dämpfender Psychopharmaka.

Der lange Korridor machte einen Knick.

Hier stießen sie auf einen älteren Mann mit schütterem Haar. Er ging mit gesenktem Haupt den Gang auf und ab. Dabei murmelte er unablässig leise vor sich hin, blieb stehen, blickte sich interessiert um, senkte den Kopf wieder und ging dann stirnrunzelnd und murmelnd weiter.

Ein kurzer Blick aus Belmans Augen traf den Nervenarzt.

Der bemerkte hierzu erklärend: »Er denkt, er sei Einstein. Ein Gespräch mit diesem Mann fordert Sie übrigens bis an die Grenzen Ihrer geistigen Leistungsfähigkeit, Herr Kollege. Er wirft mit Formeln und Stellungnahmen um sich, daß Ihnen schon nach kurzer Zeit der Kopf raucht. Wer mit ›Einstein‹ noch nie zu tun hatte, der kann sich das gar nicht vorstellen. Anfangs glaubte ich es mit einem ganz typischen Fall von Schizophrenie zu tun zu haben.

Aber dann mußte ich erkennen, daß sämtliche Formeln und Anmerkungen von dem echten Einstein stammten, die dieser Mann übernommen hatte.

Er versucht das Geheimnis des Universums, des Raums und der Zeit zu ergründen, und er ist überzeugt davon, der Lösung ganz nahe zu sein… dieser Mann war Professor für Physik an der Universität. Eines Tages lieferte man ihn hier ein – seitdem ist sein Zustand unverändert. Er ißt nur mäßig, nimmt regelmäßig ab und läuft stundenlang durch den Gang oder im Kreis in seinem Zimmer herum, Formeln berechnend. Er sucht nach der Wahrheit. Er nimmt nichts einfach so hin. Für seine Umgebung ist dieser Mann in seiner Besessenheit zu einer Belastung geworden – aber von einem bestimmten Standpunkt aus betrachtet ist er nicht verrückt, sondern erfüllt von einer Idee, die in einem herkömmlichen menschlichen Hirn normalerweise keinen Platz hätte.«

»Genie und Wahnsinn«, nickte Belman. »Die Trennungslinie ist oft kaum ersichtlich.«

Sie fuhren mit dem Lift drei Stockwerke tiefer.

Hier unten waren die weniger schweren Fälle untergebracht. Menschen, die unter Depressionen litten, Alkoholiker und andere Suchtkranke, die zur Nachbehandlung ihres Leidens eingeliefert worden waren, und die eine echte Chance hatten, wieder völlig zu gesunden und in die Gesellschaft zurückzukehren.

Hier war auch Anka Sörgensen in einem Einzelzimmer untergebracht.

Was sie nicht wußte: das Zimmer wurde von einem Arzt oder einer Schwester beobachtet.

Über Anka Sörgensens Verhalten wurde genau Buch geführt.

Es gab nichts Auffälliges. In den drei Wochen seit ihrer Einlieferung hatte sich nichts ereignet, was in irgendeiner Form Anlaß

zu Besorgnis oder einen Verdacht gegeben hätte.

Sie hatte in dieser Zeit keine Selbstgespräche geführt, hatte niemand um Hilfe gerufen und nicht einen einzigen Anfall von Verfolgungswahn gehabt.

Sie verhielt sich ruhig und nachdenklich.

Sie schien angefangen zu haben, über sich selbst nachzudenken, und eine Lösung gefunden zu haben. Offenbar war es ihr auch gelungen, einen gewissen Abstand zu den Dingen zu gewinnen, die sie bisher vermutlich quälten.

Dr. Gullbrans führte Thorwald Belman stillschweigend in einen Nebenraum.

Der war wie ein kleines Büro eingerichtet, eine Schwester hielt sich dort auf.

Gullbrans ging sofort zur gegenüberliegenden Wand, die an das Zimmer Anka Sörgensens grenzte.

Er verschob ein Bild, und ein Guckloch wurde frei.

Bevor er einen kurzen Blick hineinwarf, ließ er Belman den Vortritt.

Thorwald Belman berührte es eigenartig, die Frau, die er liebte und der er seine Liebe bisher nicht eingestanden hatte, auf diese heimliche Weise zu beobachten.

Das Ganze weckte seltsame Gefühle in ihm, aber er sah ein, daß es aufgrund der Ereignisse einfach notwendig war, ständig über Anka Sörgensens Verhalten unterrichtet zu sein, zu ihrer eigenen Sicherheit.

Anka saß in einem gemütlich eingerichteten Zimmer. Persönliche Bilder hingen an der Wand, und die geliebte Schallplattensammlung stand zu ihrer Verfügung. Alle Dinge, mit denen sie sich selbst hatte umgeben wollen und die hier im Zimmer unterzubringen waren, waren von zu Hause gebracht worden.

Anka Sörgensen hörte Musik. Im Raum brannte eine kleine Lampe, und die junge Osloerin mit dem lieblichen Gesicht saß zurückgelehnt im Sessel und lauschte den leise verwehenden Klängen.

Ein stilles, beinahe romantisches Bild!

Thorwald Belman konnte den Blick nicht wenden von dem schönen, edel geschnittenen Gesicht mit den langen, seidigen Augenwimpern und den sanft geschwungenen Lippen.

Anka wirkte gesund und frisch und machte keineswegs den Eindruck einer psychisch gestörten Person.

Er schob das Bild wieder vor das Beobachtungsloch, und sein Blick begegnete dem Dr. Gullbrans'.

Drei Alinuten später klopfte er an die Tür nebenan.

»Ja?« fragte verwundert Ankas ruhige, dunkle Stimme.

Er trat ein.

»Dr. Belman?« wisperte sie. Ihre Augen wurden groß wie

Untertassen. Sie erhob sich und zupfte ihre Bluse zurecht, obwohl es da gar nichts zurechtzuzupfen gab.

Der Arzt lächelte und reichte ihr die Hand. »Ich habe einen Kollegen besucht«, meinte er, nur halb den Grund seiner Anwesenheit nennend. »Da habe ich mir gedacht, ich werf' mal schnell einen Blick zu Ihnen rein. Vergebens habe ich in der Zwischenzeit gehofft, von Ihnen auf irgendeine Weise eine Nachricht zu erhalten.«

Sie senkte ihre schönen blauen Augen.

»Wir hatten eine Abmachung getroffen, Fräulein Sörgensen. Was immer auch sein sollte – Sie wollten mich informieren.«

»Ich weiß«, erwiderte sie leise. »Aber ich wollte Sie nicht belästigen.«

»Belästigen? Würde ich Ihnen den Vorschlag machen, sich an mich zu wenden, wenn es eine Belästigung für mich bedeutete?«

»Nein, sicher nicht.«

»Na, sehen Sie!«

»Es war sehr viel, was nach der Entlassung auf mich zukam.«

Er nickte. »Ich weiß. Ich habe es in der Zeitung gelesen. Leider erst viel später«, fügte er schnell hinzu. »Sonst hätte ich Sie schon früher gefunden.«

»Vielleicht war es ganz gut so, daß Sie es erst später erfuhren. So hatte ich Zeit, über alles nachzudenken und die richtige Einstellung zu finden. Sie wissen, daß ich nicht verrückt bin.«

»Ja, ich weiß es. – Haben Sie Lust zu einem kleinen Spaziergang durch den Park? Die Luft draußen ist herrlich. Ziehen Sie sich warm an! Beim Spazierengehen läßt es sich leichter plaudern.«

Sie war von seiner plötzlichen Idee sehr angetan und nahm ihre Pelzjacke aus dem Schrank. Dr. Belman war ihr behilflich beim Hineinschlüpfen.

Sie verließen das Anstaltsgebäude.

Die Wege waren glatt und sauber, überall gab es Bänke zum Verweilen.

Aber die benutzten sie nicht.

»Anfangs begriff ich überhaupt nicht, wie mir geschah«, begann sie plötzlich zu erzählen. »Einlieferung in eine Irrenanstalt…«

»So kann man es wohl doch nicht nennen, Fräulein Sörgensen.«

»Doch, so kann man es ruhig nennen. Es macht mir auch gar nichts aus. Hier unter all diesen merkwürdigen Menschen hab' ich angefangen, über mein Los nachzudenken. Ich möchte die Erfahrungen, die ich gemacht habe, nicht mehr missen. Ich habe zu mir selbst gefunden. Ich weiß heute mehr denn je, daß ich weder unter Verfolgungswahn noch unter Depressionen, noch unter einer ernsthaften Geisteskrankheit leide. Ich habe mich verändert. Das stimmt! Es begann mit der Operation. Ich machte eine Umwandlung

durch. Meine wunderbare Genesung innerhalb eines Tages ist für mich nach wie vor ein Rätsel, wie es für Sie noch eine sein wird.

Dann die Einblicke in eine andere Welt. Ich erhalte von dort Botschaften. So sehe ich es jedenfalls. Die Bilder wollen mir etwas sagen, aber ich verstehe ihren Sinn nicht.«

Sie redete sehr freimütig, und Dr. Belman war froh, daß sie ihren dreiwöchigen Aufenthalt im Heim so gut überstanden hatte. Ihm waren schon Befürchtungen gekommen.

Sie gingen tief in den Park hinein. Die Wolkendecke war geschlossen, kein Stern funkelte am Himmel und zwischen den kahlen Zweigen.

Ein ruhiges, romantisches Licht verbreiteten die schmiedeeisernen Laternen am Wegrand.

Die Luft war klar und kalt.

Beim Ausatmen löste sich eine Nebelfahne von ihren Lippen.

»Was bisher geschehen ist, läßt sich nur so erklären, daß ich etwas gesehen oder gehört habe, was ich nicht hätte sehen oder hören dürfen. Man will mich töten! Alles, was bisher geschehen ist, wurde bewußt gelenkt. Es sollte aussehen wie ein Unfall. – Die alte Frau mit der grauen Gesichtshaut, den stumpfen Augen, dem hochgesteckten Haar muß irgend etwas mit den Dingen zu tun haben, davon laß' ich mich nicht abbringen. Sie will meinen Tod. Ich weiß jetzt, was ich in ihren Augen gesehen habe.«

Sie gingen langsam weiter. Anka Sörgensen ließ ihren Blick über die dunklen Stämme hinauf in die Wipfel gleiten.

»Noch eine Frage, Fräulein Sörgensen.«

»Ja, bitte?«

»Während Sie sich in der Behandlung meines Kollegen Dr. Gullbrans befanden – gab es da irgendwann noch mal eine Situation, die Sie an die Ereignisse in der Klinik bei mir erinnerten?«

»Warum fragen Sie danach?«

Er verhielt im Schritt.

Ihre Blicke trafen sich.

»Es könnte doch sein, daß die – Erscheinungen«, sagte er vorsichtig, »sich nur auf die Klinik beschränkten, daß Sie dort aufgrund Ihrer medialen Fähigkeiten Dinge spürten, die es anderswo – zum Beispiel hier – nicht gibt.«

Sie schüttelte leicht den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Ich habe eindeutige Beweise dafür, daß diese merkwürdigen seherischen Gaben immer und überall auftauchen können, daß sogar meine Träume davon beeinflußt werden.«

Der Duft ihres zarten Parfüms traf ihn.

Er wußte plötzlich selbst nicht, wieso es eigentlich geschah.

Er faßte sie plötzlich zärtlich an den Schultern und zog sie an sich.

»Ich möchte Ihnen gern helfen, möchte mit Ihnen ergründen, was das ist, was Sie spüren, was Sie bedroht, Anka«, sprudelte es schnell über seine Lippen. »Ich möchte Ihnen helfen – weil ich Sie liebe!«

Anka Sörgensen kam zu keiner Antwort.

Sein Mund berührte ihre Lippen und verschloß sie.

*

Die junge Frau wehrte sich nicht.

Ein leichtes Zittern lief durch ihren Körper. Sie schloß die Augen und fühlte sich geborgen in den Armen dieses Mannes, der es gut mit ihr meinte.

Sie erwiderte seinen Kuß.

Dann lösten sich ihre Lippen. Anka lehnte den Kopf an seine Schulter und öffnete die Augen.

»Anka«, vernahm sie seine leise, angenehme Stimme wie ein Hauch an ihrem rechten Ohr. »Ich möchte dich fortholen von hier. Es ist überhaupt kein Problem. Niemand hat Grund, dich festzuhalten. Für deine eigene Sicherheit – möchte ich von nun an sorgen.«

Um ihre schön geschwungenen Lippen spielte ein Lächeln.

Und dieses Lächeln gefror auf ihren Zügen.

Thorwald Belman spürte förmlich, wie die Spannung in ihren Körper lief.

»Was ist?« fragte er erschreckt.

Sie schluckte und war nicht gleich fähig zu einer Antwort.

»Thorwald…« flüsterte sie, und es schien ihr ganz selbstverständlich, ihn mit dem Vornamen anzusprechen. Ihre Augen waren weit geöffnet. »Die Frau, von der ich dir erzählt habe… die Alte mit dem Frotteemantel, die ihr vergebens im Krankenhaus gesucht habt, ist wieder da. Wenn du dich langsam umdrehst, wirst du sie sehen. Sie steht genau vor mir!«

*

Die Uhr von Big Ben schlug zehnmal.

Der hallende Schlag war in der Dunkelheit auch noch am Strand zu hören, jener ›großen‹ Straße, wo sich gute Restaurants, Hotels und Theater gegenseitig den Rang abliefen.

Nebel herrschte in London an diesem kühlen Wintertag.

Die Themse floß träge dahin, und weiße Schleier wallten über den Fluß.

Die Taxis fuhren langsam.

Scheinwerfer und Rücklichter bildeten verwaschene Lichthöfe um die dunklen Fahrzeuge, die wie brummende Monster aus dem dichten

Nebel auftauchten.

Die Fahrer saßen stark nach vorn gebeugt, um besser auf die Straße zu sehen. Stellenweise war der Nebel unmittelbar in Flußnähe so dicht, daß man die Hand nicht vor Augen sah.

Die Fahrzeuge bewegten sich häufig im Schrittempo.

Über die Westminster-Bridge rollte ein Taxi, in dem die Schauspielerin Tina Marino saß.

Die junge Italo-Amerikanerin hielt sich seit einigen Tagen in der Themsemetropole auf.

Tina Marino war sechsundzwanzig und das, was Männer bewundernd als ›Rasseweib‹ bezeichneten. Sie war als Hauptdarstellerin mehrerer harter Westernfilme bekanntgeworden.

Die wilde, Männerherzen zur Verzweiflung bringende Tina, schoß, schlug und liebte sich durch die Welt des Wilden Westens.

Die Schauspielerin war schlank, sehr weiblich, und ihre Produzenten verstanden es, ihren Typ zu verkaufen. Dieser gutaussehende, zigeunerblütigen Frau nahm man einfach alles ab, was sie darstellte.

Tina Marino hatte es geschafft, ihr Publikum in Bann zu schlagen.

Raketengleich war ihr Aufstieg vom unbekannten Sternchen zum Star gewesen.

Ein neuer Film wurde in Londoner Studios vorbereitet. Es handelte sich um eine englisch-amerikanische Gemeinschaftsproduktion.

Typisch war eigentlich, daß der Star von einem Schwarm von Begleitern umgeben war. Starke, muskelbepackte Männer, die sie auf eine Absprache hin mit leichter Hand zu Demonstrationszwecken auf den Rücken legte.

So sah man sie in den Wochenschauen, auf Pressebildern und im Fernsehen.

Immer und überall stand die schlanke Tina mit Idealmaß und Beherrschung der Judotechnik im Mittelpunkt des Interesses.

Man pflegte ihr Image. Als männermordender Vamp wurde auch ihr Privatleben hingestellt.

Aber so war es in Wirklichkeit natürlich nicht.

Tina Marino war ein stilles, in sich gekehrtes Menschenkind. Sie war am liebsten allein, war sehr sensibel, befaßte sich mit Astrologie, Handlesekunst und glaubte an ein Leben nach dem Tod.

Gerade das Interesse an letzterem hatte ihr Leben stark geprägt.

Tina Marino hatte Kontakt zu spiritistischen Zirkeln und religiösen Sekten gesucht, die von sich aus behaupteten, eindeutige Hinweise für Nachrichten Verstorbener zu besitzen.

Tina Marino hatte mehrere Nachrichten, vor allem Fragen, durch Medien ins Jenseits gegeben in der Hoffnung, mal eine Antwort darauf zu erhalten.

Tina Marinos Leben stand unter einem seltsamen Stern.

Nach ihrer Geburt starb ihre Mutter vierundzwanzig Stunden später. Tina war unehelich zur Welt gekommen, ihren Vater hatte sie nie kennengelernt. Sie wurde in einem Waisenhaus groß. In einem jener scheußlichen Häuser an der Côte d' Azur, wo dreißig, vierzig Betten in einem Saal standen.

Nachdem sie volljährig geworden war, verdiente sie sich ihren ersten Lebensunterhalt als Näherin in einer Hemdenfabrik. Das füllte sie nicht aus.

Eine Zeitlang reiste sie kreuz und quer durch Italien, von einer seltsamen Unruhe getrieben, als suche sie etwas, wußte aber nicht was…

Stunden- und tageweise bediente sie in kleinen Restaurants und Hotels, wo deutsche und amerikanische Touristen verkehrten.

Dort verdiente sie besser als in ihrem Beruf.

Das stellte sie für kurze Zeit zufrieden. Hier lernte sie auch jene Frau kennen, die Wahrsagerin, Hellseherin und Handleserin zugleich war und aus Rom stammte.

Dieser erste Kontakt führte dazu, daß Tina sich von nun an Bücher besorgte, die sie zuvor nie gesehen hatte, ja, von deren Existenz sie nicht mal etwas ahnte.

Sie las über Magie, Spiritismus und Parapsychologie.

Das hatte zur Folge, daß sie ein halbes Jahr später Rimini verließ und nach Rom reiste. Sie konnte hier eine billige Wohnung bekommen und befaßte sich in ihrer Freizeit weiterhin mit Astrologie, Charakterstudien und Spiritismus.

Sie arbeitete in einem Restaurant, in dem sie gut verdiente. Der gutaussehenden Tina ließ mancher ein besonders dickes Trinkgeld zukommen, weil er sich etwas erhoffte.

Aber Tina Marino, die wie ein Vamp wirkte, wollte von Männern nichts wissen.

Unbewußt trug sie einen Haß gegen die Herren der Schöpfung im Busen, und sie vermutete, daß das wahrscheinlich damit zusammenhing, daß ihr Vater ihre Mutter im Stich gelassen hatte.

Tina Marino lebte am liebsten allein und hatte ihre eigenen Vorstellungen und Wünsche, die sie mit niemand sonst teilte.

Diese Art Leben zu führen, wurde ihr erst recht möglich, als sie den Regisseur Bill Filligan kennenlernte.

Filligan machte Urlaub in Rom. In der ›La Taverna‹ sah er Tina bedienen.

Das war genau der Typ, den er die ganze Zeit gesucht hatte!

Tina war ein Mitteldding zwischen Sophia Loren – abenteuerlustig, schön, wild – und Doris Days Burschikosität.

Tina wurde zu Probeaufnahmen nach Hollywood eingeladen, und

damit begann alles. Sie war eine Vollblutschauspielerin, ein wirkliches Naturtalent, wie es nur selten entdeckt wurde.

In einem Fernsehfilm erhielt sie von Filligan zunächst eine winzige Rolle. Aber das, was sie daraus machte, ließ die Herzen der Zuschauer höher schlagen.

Tina Marino war einfach umwerfend, überzeugend und riß die Leute mit.

Auf Anhieb hatte Filligan eine Darstellerin, die die ›wilde Jenny‹ nicht besser verkörpern konnte.

Und die ›wilde Jenny‹ wurde ein Erfolg!

Ein Dollarregen ging auf Tina nieder, und zum erstenmal in ihrem Leben konnte sie sich leisten, was sie sich immer gewünscht hatte: schöne Kleider, Schmuck, eine teure Apartmentwohnung im besten Wohnviertel von Los Angeles, ein eigenes Dienstmädchen, einen teuren Wagen und einen Chauffeur.

Das erfüllte sie eine Zeitlang, lenkte sie aber nicht von den Dingen ab, die sie wirklich interessierten. Sie sah den Rummel um ihre Person als ein vorübergehendes Ereignis an. Das andere war das beständigere.

Und so kam es, daß sie immer dann, wenn das ›geschäftliche Herumziehen‹ ihrer Person über die Bühne gegangen war, ihr eigentliches Privatleben begann. Das sah nun ganz anders aus als das, was in der Öffentlichkeit als für sie typisch hingestellt wurde.

Sie las viel, schrieb und hielt Briefkontakt zu Menschen, die ähnliche Gedanken und Probleme hatten wie sie.

Wenn sie allein war, dann wollte sie auch wirklich allein sein. Jede Störung war ihr dann verhaßt.

Ihr derzeitiger Filmerfolg brachte es mit sich, daß sie in viele Städte kam und die ›wilde Jenny‹ hervorkehren mußte.

Nach Erledigung ihrer Pflichten zog sie sich dann am liebsten auf ihr Hotelzimmer zurück, pfiff auf Regisseure, Produzenten und Kollegen und lebte das Leben, das ihr Spaß machte. Dazu gehörte auch, daß sie ein Taxi rufen und sich durch eine fremde Stadt fahren ließ.

Sie hatte London noch nie gesehen. Den ersten Eindruck dieser Stadt gewann sie kurz nach ihrer Ankunft auf dem Heathrow Airport.

Die roten, einstöckigen Busse sorgten für eine erste Rundfahrt nach dem obligaten Interview durch die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten. Dann folgte das Hotel, wo eine ganze Suite für sie reserviert war.

Ihr Domizil lag im Strand. Das Hotel »Baldwin« war eines der ältesten, teuersten und vornehmsten in der Stadt.

Hier lebte man in Räumen, die einem Schloß alle Ehre machten.

Die internationale Küche lieferte Spezialitäten, bei denen jedem Gourmet das Herz im Leibe lachte.

Dorthin fuhr Tina Marino nach ihrem privaten kleinen Ausflug durch die nebelverhangene Millionenstadt zurück.

Typischer Londoner Nebel! Die Atmosphäre war ganz eigenartig.

Man sah die Häuser und Plätze in den berühmten Stadtvierteln wie Soho und East Side, wo weiland Jack the Ripper sein Unwesen trieb, mit ganz anderen Augen.

Die Bürogebäude, Geschäfte und Banken in der West Side… Menschenleere Straßen. Kein Lokal war mehr geöffnet. London wirkte wie ausgestorben…

Welch ein Kontrast zu dem lebenserfüllten, hektischen Soho, wo die Bars und Discos, die Lokale und Striptease-Clubs Hochbetrieb hatten.

Bis zum ›Baldwin-Hotel‹ waren es noch fünf Minuten.

An einer Kreuzung hielt der Taxichauffeur, als die Ampel auf Grün sprang.

In dem verwaschenen Scheinwerferlicht waren die drei dunkel gekleideten Personen, die den Zebrastreifen überquerten, nur wie schemenhafte Geister zu erkennen.

Tina Marino lehnte sich in die Polster zurück.

Der Wagen rollte wieder an und wurde wenig später abgebremst.

Die Hotelfassade des ›Baldwin‹ war schwach zu erkennen.

Das grüne Licht, das den Namen formte, wirkte geisterhaft.

Vom überdachten Eingang löste sich eine Gestalt. Ein livrierter Diener des ›Baldwin‹!

Er ging zur hinteren Tür und öffnete sie.

Tina Marino drückte dem Fahrer gerade das Geld in die Hand, gab ein reichliches Extra und bedankte sich für die gute Fahrt.

Dann stieg der Filmstar aus.

Der Fahrer beobachtete sie dabei.

Er sah beide: Tina Marino und den Livrierten. Aber er sah nicht, wie die Italo-Amerikanerin einen markerschütternden Schrei von sich gab und voller Entsetzen zurückprallte.

Der Mann vor ihr – bestand nicht aus Fleisch und Blut. Es war ein livriertes Skelett, das ihr die Tür öffnete!

*

Dr. Thorwald Belman wirbelte sofort herum.

Sein Blick bohrte sich in die Dunkelheit.

Der Chirurg zog scharf die kalte Nachtluft ein.

Da stand wirklich jemand!

Am Wegrand – ihnen genau gegenüber!

Eine Frau! Graue Haut, ungepflegtes Haar und matte Augen.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?«

Unwillkürlich zog Thorwald Belman Anka Sörgensen hinter sich und stellte sich schützend vor sie.

Die Alte wich zurück.

Die Dunkelheit zwischen den Bäumen nahm sie auf.

Sie begann zu laufen. Zweige und Äste knackten unter ihren Schritten. Laub raschelte.

»Bleib hier! Ich bin sofort wieder da!«

Thorwald Belman spurtete los. Nun wollte er es genau wissen.

Was war das für ein Mensch, der Anka selbst hierher verfolgte?

Sie hatte die Frau wirklich gesehen – vor drei Wochen im Krankenhaus. Diese Frau war kein Trugbild. Dann wäre auch das, was er jetzt sah, nur ein Trugbild…

Er sah den Schatten davoneilen und hörte die Geräusche, die dieser Schatten verursachte.

Anka war beobachtet worden.

Die unheimliche Besucherin wollte etwas von ihr.

Aber was?

Thorwald Belman beschleunigte seinen Lauf – und holte auf.

Er mußte sich ducken. Tiefhängende Zweige schlugen ihm ins Gesicht und schürften seine Haut auf.

Dunkel und massig zeichnete sich die hohe Mauer zwischen den Stämmen ab.

Darauf eilte die Fremde zu.

Thorwald Belmans Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln.

Dort vorn würde er spätestens die Geheimnisvolle greifen und zur Rede stellen können.

Eine drei Meter hohe Mauer überwand man nicht so schnell. Und ein Tor oder eine Tür gab es dort hinten nicht.

Er stolperte und verfing sich in Astwerk, konnte sich aber fangen und die Zweige abschütteln.

Dann erreichte die Frau die Mauer.

Belman war nur wenige Schritte hinter ihr.

»Bleiben Sie stehen!« rief er. »Es hat keinen Sinn, ich…«

Was er sagen wollte, blieb ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

Die Frau drehte sich nicht mal nach ihm um.

Sie warf sich der Mauer förmlich entgegen – und wurde von ihr aufgenommen wie ein Wassertropfen von einem ausgetrockneten Schwamm!

Belmans Lippen entrann ein Stöhnen.

Wäre er nicht selbst Zeuge dieses Vorgangs geworden – er hätte es niemand geglaubt, der ihm davon berichtet hätte!

Er tastete die Wand an der Stelle ab, wo die seltsame Frau verschwunden war.

Die Steine fühlten sich hart, kalt und kantig an.

Da gab es auch keine Geheimtür, wie man das manchmal in englischen Kriminalfilmen sah. Die Mauer war massiv, die nächtliche Besucherin aber hatte sie passiert wie eine Nebelwand!

Plötzlich hörte Belman einen furchtbaren, gellenden Schrei hinter sich.

»Thorwaaaaalllld!«

Das Echo hallte schaurig durch den kahlen Park.

Es krachte und barst, und Belman fühlte den Boden unter seinen Füßen zittern.

Das Krachen und Bersten kam von der Stelle, wo Anka zurückgeblieben war.

»Nein!« entrann es seinen erbleichenden Lippen.

Er sah den Baum stürzen, eine uralte Eiche, die einen Umfang von mehreren Metern hatte…

Krachend stürzte sie, riß die Wipfel anderer Bäume auf, und Äste und Zweige flogen wie Splitter durch die Luft, als er losjagte, um Anka zu Hilfe zu kommen!

*

Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper, sein Puls raste.

Thorwald Belman erreichte die Stelle, wo der riesige Baum wie von Urgewalt aus dem Boden gerissen worden war.

Die Wurzel war völlig aus dem Erdreich gezerrt und bildete einen Hügel aus Erde und Wurzelwerk.

Der Baum lag quer über dem Weg, auf dem sie vorhin gemeinsam gestanden hatten. Es war die Eiche, vor der er Anka vorhin den ersten Kuß gab!

»Anka?« flüsterte er erregt und sich gehetzt umblickend.

Er lief den Stamm entlang.

»Thorwald! Hier… hier bin ich!« vernahm er ihre schwache, zitternde Stimme.

Da sah er ihre Hand in der Dunkelheit. Sie ragte zwischen dünnen Zweigen hervor, unter denen sie lag.

Zweige, die abgebrochen waren!

Anka lag mehr als fünf Meter von dem Stamm entfernt.

»Anka! Gott sei Dank!« entfuhr es ihm, als er bei ihr war und sie befreite.

»Bist du verletzt?«

Mit einem Blick tastete er ihren Körper ab.

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf, war totenbleich und wirkte wie eine Feder, aber irgendwie verklärt.

»Nein, ich hatte… noch mal Glück… sie wollte, daß ich sterbe. Sie

hat dafür gesorgt, daß der Baum mitsamt der Wurzel aus dem Boden gerissen wurde…«

Anka Sörgensen atmete schnell und konnte sich erheben. Ihre Haare waren zerzaust, die Hände ein wenig zerkratzt.

Sie hatte nichts gebrochen.

»Es hätte schlimmer werden können«, fuhr sie leiser fort, als sie vor ihm stand und in seinen Armen lag. »Als du weggingst, hatte ich plötzlich so ein merkwürdiges Gefühl, als wollte sie dich nur von mir weglocken, um ihr wahres Ziel zu erreichen…«

»Ist sie denn noch einmal aufgetaucht?«

»Nein. Ich hörte plötzlich Geräusche… ferne, leise Stimmen, ein Motorgeräusch wie von einem haltenden Auto…«

»Aber das ist unmöglich, Anka. Wir sind so weit im Park… die Straße, die an das Tor mündet…«

»… hat nichts damit zu tun«, fiel sie ihm ins Wort.

»Die Geräusche… kamen von dort oben.«

»Von oben?«

Sie deutete an die Stelle, wo sich vor wenigen Augenblicken noch der Wipfel der gestürzten Eiche befunden hatte.

»Im Wipfel der Eiche sah ich plötzlich Gestalten… eine Straße, viel Nebel… ein Hotel, davor hielt ein Wagen, Thorwald…«

Ihre Stimme war zuletzt immer leiser geworden.

»Und, was war dann?« drängte er, sich aufmerksam umblickend und die Bäume beobachtend, um rechtzeitig ein ähnliches Ereignis wahrzunehmen.

»Es handelte sich um ein Taxi… ich trat zurück, um es deutlicher wahrzunehmen. Ich konzentrierte mich auf den hohen Wipfel und vergaß meine Umgebung. Es war plötzlich alles wieder so wie damals, als ich während der Operation die Wände des Operationssaals durchsichtig sah und in einen Saal sehen konnte, wo der Knochenherrscher auf und ab ging… aber diesmal war es kein Blick in eine andere, unbeschreibliche Welt, Thorwald… diesmal habe ich unsere Welt gesehen… und für einige Augenblicke war ich, so glaube ich jedenfalls, nicht mehr an dieser Stelle… ich war dort, sah mich von Nebeln umhüllt… sah das Taxi und die Frau, die ausstieg und plötzlich entsetzlich auf schrie.«

»Warum hat sie geschrien, Anka?«

Seine Augen bildeten enge Schlitze. Er wollte darauf hinweisen, daß Anka es selbst gewesen war, die geschrien hatte.

»Sie sah etwas, was der Taxifahrer scheinbar nicht erkennen konnte. Der Livrierte aus dem Hotel… war ein Skelett! Instinktiv habe ich begriffen, daß es einer von der Sorte war, die ich bei dem Tanz unter dem Totenkopfmond beobachten konnte. Dort haben Menschen sich verändert und wurden zu Skeletten… aber das geschah in einer

anderen Welt, der Knochenmann aus dem Hotel jedoch – stammt von dort. Er ist jetzt hier in dieser Welt zu Hause! Die Frau, die ausstieg und ich… haben dies wahrgenommen. Und dann hörte ich es krachen. Im nächsten Moment schrie ich deinen Namen… Ich war wieder zurück… aber offenbar später… und das rettete mir das Leben. Ich wurde nur von Asten und Zweigen getroffen, die von den anderen Bäumen abgerissen wurden. – Sie haben nicht viel anrichten können. Wieder wollte sie mein Leben – aber diesmal ist etwas dazwischengekommen, was sie nicht voraussehen konnte. Was hast du erreicht, Thorwald?«

Er sagte ihr die Wahrheit und berichtete, was er gesehen hatte.

»Die Anschläge auf mein Leben werden sich immer wieder ereignen, möglicherweise solange, bis ich erkenne, warum sie eigentlich erfolgen«, murmelte sie, als sie sich von dem Ort des Schreckens entfernten. »Das Hotel… das Taxi… die Stadt…«

»Welche Stadt, Anka?«

»Der Wagen hatte ein englisches Nummernschild.«

»Vielleicht – London?« war Belmans erste Vermutung.

»Möglich.«

Er hatte den Arm um ihre Schultern gelegt. Anka fühlte sich seltsam leicht an, als besitze sie noch nicht wieder die atomare Dichte, die einem menschlichen Körper normalerweise Struktur und Festigkeit verliehen.

Sie war woanders gewesen und Zeuge eines Vorgangs geworden, der sich irgendwo hier auf dieser Welt abgespielt und der doch Beziehung zu jener anderen Welt hatte, die sie zuerst sah. Und die sie auch schon besucht hatte, wenn man all das berücksichtigte, was alles seit ihrer schnellen Genesung geschehen war.

Der Besuch in einem turmartigen Verlies, in dem ein Mensch gefangengehalten wurde, der mit ihr gesprochen hatte, paßte in dieses Bild.

In der Dunkelheit vor ihnen bewegten sich Lichter.

Dr. Gullbrans und Angehörige des Pflegepersonals kamen den Weg entlanggerannt und hielten Taschenlampen in der Hand.

Der Lärm war auch in der Heilanstalt gehört worden.

»Was ist denn passiert, um Himmels willen?« rief Gullbrans atemlos, die beiden Gestalten ableuchtend, die den Weg entlang kamen.

»Ein Baum ist umgestürzt«, erklärte Belman.

»Ein Baum kann nicht einfach so umfallen«, reagierte Gullbrans scharf, der die Erwiderung Belmans anfangs nicht ernst nahm.

»Das dachte ich früher auch. Es braucht aber nicht immer einen Grund zu geben, warum Geschirrwagen die Treppe runterpurzeln, Balkone abbrechen oder Bäume umstürzen, Herr Kollege. Man kann

natürlich einen Grund konstruieren. Vielleicht findet man ein paar gebißkräftige Käfer, die die Wurzeln abgenagt haben, so daß die Eiche schließlich umfallen mußte.« Er sagte es sehr ernst. Und zu Anka gewandt, fuhr er leise fort: »Wenn es dir recht ist, werde ich dich mitnehmen… heute noch, jetzt gleich. Von nun an werde ich mich um dich kümmern, werde meine Augen offenhalten, und wir werden gemeinsam versuchen herauszufinden, was du eventuell in London gesehen hast. Vielleicht ist es wichtig für dich… sicher ist es das«, fügte er hinzu.

*

Seit seinem Aufenthalt im Reich des Knochenfürsten waren auch in jenem anderen Land jenseits der dritten Dimension drei Wochen vergangen.

Aber das wußte Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, nicht.

Er zählte die Tage schon lange nicht mehr.

Nach seinem abenteuerlichen Weg durch das Tal der tausend Foltern, nach der Gefangenschaft bei Tamuur, dem er durch eine glückliche Wendung zum zweiten Mal entkommen konnte, befand er sich nun in einer Welt, die ganz offensichtlich durch das Wirken des scharlachroten Magiers in Mitleidenschaft gezogen worden war.

Es war die Welt Antolanien.

Der kluge Inder glaubte eindeutige Beweise dafür zu haben, daß durch Tamuurs Wirken ein ganzer Staat in eine andere, nebelhafte Dimension versetzt worden war. Der Ort, wo sich Antolanien ursprünglich befunden hatte, war jetzt in der Nachbarschaft Ullnaks verwaist. Eine steppenartige Ebene dehnte sich dort aus, und die Menschen aus Ullnak mieden diesen Ort, solange sie zurückdenken konnten. Am hellen Tag war es dort zu spukhaften Begebenheiten gekommen, die niemals geklärt werden konnten.

Durch Aleana, die rechtmäßige Fürstentochter von Ullnak, wußte Mahay dies. Aleana spielte ein gewagtes Spiel. Sie haßte das Wesen, das weder Tier noch Pflanze, noch Mensch war und das sich Tamuur, der Scharlachrote, nannte. Niemand wußte, woher dieser Tamuur gekommen war.

Der unheimliche Magier hielt Ullnak besetzt und beutete die Menschen dort aus. Wer sich ihm widersetzte, der wurde in die grausamen Gärten des Magiers gebracht, wo Tamuur neue Geschöpfe aus ihnen machte, die unbeschreiblich waren und nur dem Hirn eines Wahnsinnigen entspringen konnten.

Tamuur wollte Aleanas Liebe erringen. Er hätte sie dazu zwingen können. Das aber wollte er nicht. Es kam ihm darauf an, daß Aleana freiwillig kam.

Er hatte ihr Leben geschont und war bereit, alle Macht mit ihr zu teilen.

In der letzten Zeit endlich schien es, als ob sein Warten doch von Erfolg gekrönt werden würde.

Aleana wandte sich ihm zu, erschlich sich sein Vertrauen, und Tamuur war in dieser Hinsicht mit Blindheit geschlagen, daß er der Meinung war, Aleana könne ihm ihre Liebe freiwillig schenken. Er war ein Ungeheuer. Und Aleana konnte ein solches Ungeheuer, das ihr Volk knechtete, niemals lieben.

Scheinbar hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben und schien anzufangen, die Macht zu ergründen und zu genießen, die Tamuur einst auf nie geklärte Weise erhalten hatte.

Von Aleana war der entscheidende Tip gekommen.

Sie hatte Verlangt, daß er den Kampf mit dem mehrköpfigen Bogdan führen sollte. Tamuur, der stets zu einer bestimmten Stunde seinen unheimlichen Garten aufzusuchen pflegte, hatte das Ende des Kampfes nicht mitbekommen, sonst wäre ihm der Verrat seiner ›Geliebten‹ aufgefallen.

Aleana gab den Hinweis zu Skelettus, dem Fürst der Knochenburg, der mitsamt seinem Volk dazu verdammt war, ein unwertes Leben weiterzuführen. Die Menschen Antolaniens lebten als Tote weiter. Tamuur allein hatte das nicht bewirkt. Da gab es noch etwas anderes: die Antolanier hatten begonnen, ihren Eingott zu verachten. Sie wollten so sein wie er – und wandten sich falschen Göttern zu. Der Fortschritt auf allen Gebieten war ihnen zu Kopf gestiegen, und sie hatten Mächte gerufen, mit denen sie sich verbünden wollten, um so zu sein wie der Eingott, den sie bisher in Tempeln verehrten und an den sie nur bisher geglaubt hatten, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

In Schriften der alten Philosophen und Propheten, die dieses Volk hervorgebracht hatte, gab es ein ehernes Gesetz, das niemals jemand übertreten sollte: die Anbetung des Totenkopfmondes, der in manchen Nächten über Antolanien aufstieg als Zeichen dafür, daß das Böse einst besiegt worden war, das von dieser Welt Besitz ergreifen wollte.

In anderen Schriften aber, die sich ebenfalls in Umlauf befanden und von denen niemand wußte, wer sie in Umlauf gesetzt hatte, wurde der Totenkopfmond als Stein der Weisen bezeichnet. Wer ihn anbete, der bewirke eine Veränderung der Welt – bewirke, daß die Menschen Antolaniens wie der Eingott sein konnten, der nur nicht wolle, daß ein ganzes Volk gleichzeitige Ansprüche stellen und gleiche Fähigkeiten besitzen konnte.

Heute wußten die Antolanier, daß diese Schriften von falschen Propheten in die Welt gesetzt und von falschen Priestern interpretiert worden waren, um das Volk ins Unheil zu stürzen.

In einer einzigen Nacht war es geschehen: Fürst Ramdh beschloß

das Wagnis, das in seinen Augen keines mehr war, durchzuführen. Er hatte die ganze Unterstützung seiner Räte und Berater, seiner Priester und Unterführer und auch die seines Volkes.

Die Antolanier waren reif, nach dem Wissen zu greifen, das ihnen bisher von dem Eingott verwehrt worden war.

Das Ritual wurde durchgeführt. In der Nacht, als der mahnende Totenkopfmond, der sie an die Vergänglichkeit erinnerte, über Antolanien aufging.

Fürst Ramdh und sein Volk tanzten und schworen dem Eingott ab.

Das war die Stunde der Dämonen und bösen Geister, die Stunde des Magiers Tamuur.

Er verfluchte das Volk. Von nun an sollten sie dem Totenkopfmond ähneln. Das Fleisch wich von ihren Knochen, und das Blut verdunstete. Zurück blieben in farbige Gewänder gehüllte Skelette.

Aus Ramdh wurde Fürst Skelettus – aus dem Volk der Antolanier das Volk der Knochenmenschen. Und diese Knochenmenschen unterstanden dem direkten Befehl Tamuurs oder Molochos'. Sie hatten die Verbindung zu ihrem Eingott völlig verloren.

Mit der Veränderung ihres Äußeren aber änderte sich auch die Äußerlichkeit der Welt Antolaniens.

Steine wurden zu Knochenplatten, Bäume zu skelettartigen, knorrigen Gewächsen, die fahl und fremdartig wirkten, Vögel und Tiere zu Skelettwesen. In der Tierwelt aber kam es dabei zu einem großen Sterben. Nur wenige Exemplare überstanden die Umwandlungskatastrophe. Überall im Land legten riesige Skelette saurierartiger Tiere Zeugnis ab von dem Leben, das einst mit den Antolaniern diese Welt bewohnte.

Nicht mehr die Sonne und das Licht bestimmten die Atmosphäre, sondern ein schauderhaft anzusehender Mond und eine ewige Düsternis, die nicht mehr aus den Städten Antolaniens wich.

Die Antolanier lebten weiter, sie überstanden die Nacht der Wahrheit, und sie durften oder konnten? – ihren eigenen Willen behalten.

Und besonders darauf hatte Aleana, die Fürstentochter von Ullnak, noch hingewiesen.

Es war ihr gelungen, mit Tamuurs Hilfe Einblick in Bücher zu nehmen, die Tamuur sonst streng hütete und die es nur ein einziges Mal gab. In den Büchern war das Schicksal der Antolanier aufgezeichnet.

Das Schicksal der Antolanier mußte irgendwie mit dem Werden und Kommen Tamuurs in Verbindung stehen.

Die Antolanier hatten ihren eigenen Willen – aber sie konnten nicht mehr viel mit diesem eigenen Willen anfangen. Die Welt, in der sie leben mußten, war ihre eigene, aber sie schwebte in einer

nebelhaften Dimension, die man am ehesten mit einer riesigen, geschlossenen Kugel verglich, aus der man nicht heraus und in die man nicht hineinkonnte.

Aber diese Erkenntnis mußte falsch sein!

Rani Mahays Anwesenheit hier strafte diese Erkenntnis Lügen.

Es gab eine Möglichkeit, diese Welt zu betreten. Also gab es auch eine, sie zu verlassen. Zumindest für ihn. Wie die Bedingungen für die Antolanier waren, darüber wagte er noch keinen endgültigen Schluß zu ziehen.

Dem Text nach zu urteilen, in den Aleana aus Ullnak hatte Einblick nehmen können, existierte hier in diesem Knochenreich ein Amulett, das eine Veränderung herbeiführen konnte.

Wie dieses Amulett aussah und wer es besaß, das allerdings war ein Rätsel. In der Welt Antolanien gab es ein weißmagisches Zentrum, vermutete Rani. Das hatte Tamuur bisher nicht neutralisieren können. Dieses Zentrum mußte für ihn das sein wie Wasser gegen Feuer. Er mied die Welt Antolanien. Das mußte seinen Grund haben.

Rani Mahay war es gelungen, das Vertrauen des Knochenfürsten sehr schnell zu erringen.

Schon war abgesprochen, daß Skelettus den Aufstand gegen Tamuur vorbereiten sollte.

Das alles konnte nur geschehen in den Dekaden zwischen der vollen Kraft des Totenkopfmondes.

Skelettus hatte dem Inder anvertraut, daß es Zeiten gab, wo die Antolanier ihren eigenen Willen nicht unter Kontrolle hatten.

»Von Fall zu Fall sind wir wie die Werwölfe, die nichts mehr von ihrer vorherigen Gestalt wissen«, glaubte er die Stimme des Knochenfürsten in seinen Ohren klingen zu hören. »In diesen Stunden mußt du damit rechnen, daß ich nichts mehr von der Freundschaft weiß, die ich dir zuvor versprach. Ich kann dann über dich herfallen und dich töten. Du bist stark und mutig, und du besitzt eine Waffe. Vielleicht könntest du mich damit töten – aber ich bin nie allein. Auf meinen Befehl hin werden Hunderte, Tausende bereit sein, mit dir zu kämpfen. Und es dürfte unmöglich für dich sein, gegen diese Übermacht etwas auszurichten. Wir werden dich gnadenlos niederschlagen, aber wenn die Stunde des Totenkopfmondes vorbei ist, wird es mir leid tun, was ich getan habe und die große Reue wird mich überfallen. Von unsäglichen Qualen getrieben, werde ich die Halle der Brunnen aufsuchen und in den schimmernden Wasserspiegeln die ruchlose Tat immer und immer wieder sehen und nachempfinden müssen. Aber rückgängig machen werde ich sie nicht können. Nimm dich in acht, wenn die Stunde des Totenkopfmondes kommt, Rani Mahay! Dann brauchst du ein Versteck.«

Und so war es gekommen, daß Skelettus in Sorge um das Leben

seines neuen Freundes, der auf der Suche nach dem rätselhaften Medaillon das Schicksal Antolanien verändern wollte, ihm viele Räume und Verstecke gezeigt hatte.

Auf diese Weise hatte Mahay binnen kurzer Zeit ein Bild vom Umfang der gewaltigen Knochenburg erhalten.

Es gab Hunderte von Räumen, zahllose labyrinthähnliche Gänge, die in Nachbargebäude mündeten, Treppen, die in unbekannte Kellergewölbe oder bizarre Türme führten, von denen aus wiederum – wie die Verästelungen von Adern – noch schmalere Stufen in düstere, enge Katakomben und Gänge führten, in denen man sich verlaufen konnte.

Skelettus hatte ihm alle Möglichkeiten gezeigt, aber in Mahays eigenem Interesse hatte er sich geweigert, ihm ein genaues Versteck anzugeben oder ihm ein besonderes zu empfehlen.

»Wenn ich das weiß, könnte ich mein Wissen nutzen, um dich zu finden«, erinnerte Rani sich an die Worte des Knochenfürsten.

Der Inder kam gerade aus der Halle der Brunnen. In dieser Halle war Skelettus meistens zu finden. Er mußte dann in die verschiedenen Schächte starren, wo sich die Taten seines Volkes wie ein Film abspielten. Alles Vergangene wurde hier gespeichert.

Die Szenen der Verwandlung, die Rituale, die Schlachten, die Antolanier im Auftrag Molochos' und Tamuurs führten, waren zu sehen.

Es zeigte sich Vergangenes und Gegenwärtiges. Aber nichts Zukünftiges.

Gab es keine Zukunft mehr für dieses Volk?

Der erste Eindruck schien diesen Verdacht zu bestätigen. Aber da war und blieb der Hinweis auf das rätselhafte Medaillon, an das Skelettus sich eigenartigerweise nicht mehr erinnern konnte.

Rani mußte an Aleana denken. Ob sie in der Zwischenzeit mehr über das Geheimnis dieses weißmagischen Schlüssels in Erfahrung hatte bringen können? Möglich war es. Doch für ihn gab es keine Möglichkeit Kontakt zu Aleana aufzunehmen.

Dann geriet sie in Gefahr, von Tamuur durchschaut zu werden. Und diesmal würde der Scharlachrote kurzen Prozeß machen.

Rani ging durch einen Säulengang, der die Breite einer Halle hatte.

Er war auf der Suche nach Skelettus.

Sie waren verabredet. Sie wollten heute einen Bezirk aufsuchen, den Skelettus bisher gemieden hatte.

Rani Mahay war aufgefallen, daß Skelettus Fragen nach diesem Bezirk stets ausgewichen war. Er war unruhiger geworden, ohne eine Erklärung dafür zu haben.

Aber Mahay ließ nicht locker, wenn er etwas im Schild führte.

Wenn der Fürst nicht kam, dann würde er sich eben allein

umsehen. Skelettus hatte ihm jede Vollmacht dazu erteilt. Er war kein Gefangener, er war ein Freund, der die Bedingungen in Antolanien mit Hilfe aller Antolanier verändern wollte. Er konnte sich frei bewegen. Niemand durfte ihn zurückhalten.

Er hatte etwa die Hälfte der Säulenhalle hinter sich, als Skelettus aus einem Seitenraum kam.

Der Knochenfürst war nicht allein. In seiner Begleitung befanden sich drei seiner höchsten Berater.

Skelettus unterschied sich von seinen Begleitern nur durch die Größe der goldfarbenen Spangen und der grelleren Farben seines Gewandes.

An seiner Seite schritt Rat Merap. Der trug ein orangefarbenes, mit violetten Streifen versehenes Gewand, das seinen knochigen Körper umhüllte.

Merap ging einen Schritt hinter dem Herrscher.

Die beiden anderen Räte, die den Rang hoher Offiziere und Berater innehatten, bewegten sich mit Skelettus, ehemals Fürst Ramdh, auf gleicher Höhe.

Diese beiden ranghöchsten Würdenträger waren Rulf und Dalp.

Der letztere war der ältere. Schlohweißes Haar hing wie ein Kranz um seinen fahlen, sonst kahlen Schädel.

Eine Mimik besaß Dalp ebensowenig wie die anderen Antolanier. Ein Knochengesicht war dazu nicht imstande.

Rulf trug ein himbeerrotes, tunikaähnliches Gewand, Dalp ein dunkelviolettes.

Alle Männer waren bewaffnet. Schwere Kampfschwerter hingen in Lederschlaufen an ihren Seiten.

Rani verhielt im Schritt.

Er kannte diese Dreiergruppe um den Fürsten sehr gut. In zahlreichen Besprechungen hatten die Männer sich durch Vorschläge hervorgetan. Sie alle spielten mit dem Gedanken, den großen Aufstand zu wagen – aber der war bisher einfach daran gescheitert, daß der letzte Funke, der das Pulverfaß zum Zünden brachte, fehlte.

Dieser Anstoß hatte von außen kommen müssen.

Durch Aleanas Aufmerksamkeit und Rani Mahays Mut war diese Situation praktisch akut geworden.

Skelettus war bereit, aber noch war Mahay es, der zögerte.

Erfolg und Mißerfolg hingen nicht von der Übermacht ab, die dieses Volk besaß. Mehr als hunderttausend Berittene konnten sich auf den Weg nach Ullnak machen und in einem Überraschungsangriff die Burg Tamuurs nehmen. Dies war das Zentrum der Macht des Ullnak-Reiches.

»Du hast auf mich gewartet, Rani Mahay«, sagte Skelettus beim Näherkommen. »Ich habe mich verspätet. Dafür muß ich mich

entschuldigen. Du wolltest, daß ich dir einen Bezirk der Knochenburg zeige, den du bisher nicht kennengelernt hast. Ich bin gern dazu bereit, dich zu führen. Meine Berater werden uns begleiten.«

Ranis Augen verengten sich.

Bisher war es so gewesen, daß Skelettus stets mit ihm allein die Burg durchstreifte.

»Rulf und Dalp haben während der letzten Beratung Vorschläge gemacht, die bisher nicht diskutiert wurden. Auf dem Weg durch die Burg können sie dich gut darüber informieren.«

Das war ein Grund.

Aber dennoch traute Mahay dem Frieden nicht. Der schwergewichtige Inder hatte gelernt, vorsichtig zu sein. Hier in dieser widersprüchlichen Welt war dies ganz besonders wichtig.

Skelettus benahm sich – scheinbar – so wie immer. Und doch meinte der Koloß aus Bhutan, etwas Lauerndes im Wesen des Knochenfürsten feststellen zu können.

Rani wandte blitzschnell den Kopf.

Hinter den fahlen Arkaden aus geschliffenen Knochen konnte er in den großen, unheimlichen Garten sehen, in dem Skelettbäume standen und an verdorrte Pflanzen erinnernde Gewächse.

Der Himmel war wie immer trüb, und ein eigenartiges Schummerlicht herrschte.

Aber in diesem Schummerlicht zeigte sich am diffusen Himmel eine riesige, schimmernde Scheibe. Die war jedoch noch so schwach, daß ihr Eigenlicht nicht ausreichte, die zwielichtige Nebelatmosphäre zu durchbrechen.

Wie ein Hauch wehten Nebelfetzen über die Stadt, ein dichter Schleier… der jedoch durchbohrt wurde, langsam aber ständig.

Die fahle Lichtscheibe schien sich wie ein glühender Stempel nach vorn zu schieben. Die Nebel wurden glasig, die Umrisse des unheimlichen Mondes, von dem alle hier schon in irgendeiner Form gesprochen hatten, zeigten sich.

Rani aber hatte keine Gelegenheit, das Aufgehen der riesigen vollen Scheibe zu beobachten.

Skelettus und seine drei Begleiter zeigten abrupte Veränderungen.

Sie stürzten auf ihn zu. Sie rissen die schweren Breitschwerter heraus. Ein gurgelnder Schrei aus vier Knochenkehlen klang hohl und schaurig durch die fahle Arkadenhalle.

Das Licht des Totenkopfmondes! Es machte sie zu wilden, unberechenbaren Bestien!

Vier Angreifer stürmten ihm entgegen.

Aber das war noch nicht alles.

Das Ganze schien ein abgekartetes Spiel zu sein.

Schon die schwachen Einflüsse davor schienen den Knochenfürsten

in seinem Denken und Handeln verändert zu haben.

Nicht mehr Herr seines Willens, hatte Skelettus alle informiert, um den Mann zu vernichten, der ihm eigentlich helfen wollte und auf dessen Hilfe er im Grund genommen auch angewiesen war.

Aber davon wußte er in diesem Zustand nichts mehr.

Und so hatte er seine Helfershelfer unterrichtet.

Die Soldaten, die in den Seitengängen und den Arkadenkorridoren auftauchten, wußten Bescheid: Tod dem Fremden!

Die Antolanier-Werwölfe waren im Anmarsch.

Mahay reagierte blitzschnell.

Er riß sein Schwert heraus, das Skelettus ihm überlassen hatte, und warf sich den vier Angreifern, die ihm am nächsten standen, entgegen.

Mit beiden Händen zog er die Waffe durch die Luft und parierte einen Schlag, den Skelettus selbst ausführte.

Mahays Reaktion erfolgte eine ganze Sekunde früher.

Dooonnggg – machte es. Der hallende Ton pflanzte sich fort durch die Korridore.

Skelettus' Schwert wurde herumgedrückt und Mahays wuchtiger Schlag riß dem Fürsten die Waffe aus der Hand.

Skelettus wurde nach vorn gezogen, er taumelte.

Mahay wandte alle Tricks an, um sich erst mal Luft zu verschaffen und soviel Verwirrung zu stiften, wie nur irgend möglich, damit er seine Gegner zwang, sich aufzuhalten.

Gegen die ganze Übermacht anzutreten, wäre heller Wahnsinn gewesen. Hier hatte er überhaupt keine Chance.

Schon tauchten von den unterrichteten Soldaten, vier, sechs, acht auf, übersprangen die niedrigen Mauern und kamen mit gezückten Schwertern näher.

Rani gelang es, den Berater Rulf zu packen und auch ihm das Schwert aus der Hand zu schlagen.

Der Inder riß den Angreifer empor und schleuderte ihn als lebendes Wurfgeschoß drei weiteren Angreifern entgegen. Die stürzten wie Kegel, die von einer Kugel getroffen worden waren.

Schwerter klirrten auf dem fahlen, geschliffenen Boden, der aus gewaltigen Knochenplatten bestand.

Rani wurde im gleichen Moment von der Seite angefallen, spürte einen wilden, brennenden Schmerz und hatte das Gefühl, als würde ihm die Lende durchbohrt.

Ein Schwertstreich eines Angreifers traf ihn und ließ ihn taumeln.

Rani wirbelte herum. Ein breiter, blutiger Streifen zog sich quer über seine Hüfte.

Das Schwert hatte eine zum Glück nicht zu tiefe Wunde geschlagen.

Mahay mußte kämpfen, wollte er nicht den kürzeren ziehen. Er

schlug sich todesmutig und voller Verzweiflung.

Er parierte die Schläge geschickt, rochierte ständig und verlor dabei Blut.

Verstärkung kam. Er sah überall in den Gängen und den Innenhöfen Soldaten.

Das Mondlicht war fahl und unheimlich, und die riesige Scheibe über der Stadt hatte die Nebelschleier fast völlig durchbohrt.

Groß und deutlich waren jetzt die Umrisse der Mondoberfläche zu erkennen.

Stumpf und dunkel zeichneten sich die dunklen Einschlaglöcher der Meteoriten ab.

Aber nicht wie bei einem irdischen Mond bildeten sie ein zufälliges Muster.

Am Himmel über ihm stand ein riesiger, grinsender Totenschädel, der seine unheilsvollen Einflüsse in die knöchernen Schädel der Verfluchten hämmerte.

Rani warf sich nach vorn. Nur eine Zehntel-Sekunde lang währte der Deckungsfehler seines Gegners, der ihn in diesen unnötigen, kräfteraubenden Kampf gezogen hatte.

Sein Schwerthieb saß.

Die Spitze zerfetzte das Lederhemd des Kämpfers und drang in den Leib ein. Da gab es keinen Widerstand. Das Schwert fuhr zwischen die Rippen. Der Mann reagierte mit einem gurgelnden Aufschrei und riß die Arme hoch. Das Schwert entfiel seinen Knochenfingern. Dann stürzte er. Ein eigenartiges klapperndes Geräusch entstand, als die Knochen mit dem Korridoruntergrund Bekanntschaft machten.

Rani Mahay sprang über den Toten hinweg. Die Waffen, die hier in Antolanien geschmiedet wurden, vernichteten auch jene, die aussahen, als wären es lebende Tote.

Das war ein Vorgang, der Mahay erschütterte.

Er preßte die Rechte an die blutende Hüfte, um die Blutung zu hemmen und sprang hinter eine Säule.

Flucht war die einzige Möglichkeit, diese Stunden der Unruhe und Qual zu überstehen.

Diese Nacht war anders als alle anderen Nächte, die er bisher in Antolanien auf der Burg des Knochenfürsten erlebt hatte. Aber Skelettus hatte ihn, als er noch seinen freien Willen besaß, davor gewarnt.

Der Inder rannte, so schnell es ihm möglich war.

Er ließ sein Schwert durch die Luft wirbeln und setzte es immer wieder in kreisende Bewegung, um die Gegner zu verscheuchen, die sich ihm in den Weg stellen wollten.

Er stieß einen großen Kübel um, in dem ein Skelettbaum angepflanzt war, und versetzte ihm einen Stoß, so daß der zu rollen

begann. Die nächsten Angreifer gerieten in Bedrängnis.

Kullernd bewegte sich der Kübel. Einige Kämpfer konnten sich durch einen kühnen Seitensprung in Sicherheit bringen, andere wurden zu Boden gerissen.

Aber der Vorgang schenkte Rani kostbare Zeit.

Er lief hinaus in den Garten, hielt sich immer rechts im Kernschatten der Burgwand und tauchte in einen Durchlaß, der in einen düsteren, gewölbeähnlichen Gang führte.

Er biß die Zähne aufeinander, taumelte an der Wand entlang und hörte das Geräusch klappernder Stiefelabsätze auf dem Plattenboden.

Der Inder wurde verfolgt.

Seine Widersacher eilten ihm nach in den dunklen Gewölbeschacht, der auf eine gewundene Treppe zuführte, die steil und ohne ein stützende Wand oder ein Geländer in die Tiefe führte.

Vor dieser Treppe kam es noch mal zu einer kurzen, erbitterten Auseinandersetzung. Das Gefecht endete mit dem Tod eines der drei Angreifer. Der zweite stürzte klappernd den Treppenschacht nach unten, der dritte blieb verletzt liegen. Aber auch Rani Mahay kam nicht ungeschoren davon.

Er trug eine tiefe Schnittwunde oberhalb des großen Brustmuskels davon.

Rani wankte die steilen Stufen nach unten. Unbekannte Düsternis nahm ihn auf. Er mußte höllisch aufpassen, auf der steilen Treppe nicht auszurutschen und nicht zu taumeln. Das hätte sein Ende bedeutet.

Die freitragende Treppe erinnerte an eine gigantische Spirale, die sich kerzengerade nach unten wand. Die vielen Windungen machten ihm schwindelig.

Bis hier oben an der Treppe war er mit Skelettus schon gewesen. Aber die Treppe zu betreten, hatte der Fürst der Knochenburg sich bisher geweigert.

Nun wagte Mahay den Schritt, und er wußte nicht, ob er besonders mutig oder verzweifelt war.

Er brauchte ein Versteck, um sich auszuruhen und seine Wunden zu versorgen. Die drei Wochen hier in der Burg hatten ihn wieder kräftiger werden lassen. Das Seltsame war, daß die Knochenmenschen essen und trinken konnten wie Menschen aus Fleisch und Blut. Diese Nahrung war bekömmlich. Auch Mahay hatte die ganze Zeit davon gelebt. Sie hatte ihm geschmeckt, ihn gesättigt und gekräftigt.

Es war gut, daß er diese Kräfte in der nahen Vergangenheit wieder hatte schöpfen können. Unter anderen Umständen wäre diese knallharte Auseinandersetzung mit Skelettus’ Soldaten anders verlaufen.

Immer tiefer wand sich die Spirale.

Mahay spürte, wie ihn seine Kräfte verließen. Vor seinen Augen begann alles zu kreisen. Er taumelte und geriet in bedrohliche Nähe des steilen, unergründlichen Abgrunds.

Nebel wallten. Sie waren milchig und bläulich.

Er hatte das Gefühl, in eine Wolkenlandschaft einzutauchen.

Da erlitt er den ersten Schwächeanfall.

Er stürzte.

Seine Hände stießen vor in die unheilvolle, unbekannte leere Tiefe unter ihm, das Nichts darüber…

Waren es hundert oder zweihundert Stufen, die er schon gelaufen war?

In seinem Hirn hämmerten die Überlegungen.

Schweißüberströmt und blutend blieb er liegen. Er starrte nach oben.

Es kam ihm so vor, als würden sich dort in der Höhe über ihm Schatten versammeln. Vielleicht war es auch nur Einbildung. Er konnte sich in dem Zustand, in dem er sich befand, nicht mehr auf seine Sinne verlassen.

Er atmete schwer. Seine Lungen rasselten. Vor seinen Augen bildeten die wabernden Nebel und feurigen Kreise eine seltsame Mischung aus Irrealität und Wirklichkeit.

Er hatte noch mal Glück gehabt und hing verkrampft am äußersten Rand einer Stufe, die sich kurvig herumzog.

Die Windungen waren nach unten hin immer enger geworden.

Mahay rutschte weiter zur Mitte hin… nur nicht zu weit… auf der anderen Seite drohte der gleiche Abgrund!

Wie tief ragte diese Spiraltreppe noch nach unten?

Er blieb minutenlang liegen, schloß die Augen und versuchte, zu Kräften zu kommen.

Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Er wurde schwächer, konnte aber die Blutungen nicht stillen.

Er zerriß, mitten auf der Treppe hockend, sein Hemd und knotete sich einen notdürftigen Verband um die Hüfte. Mit Hilfe seines Gürtels, den er so stramm wie nur möglich um seine Lenden spannte, klemmte er die Wunde ab.

Er bekam kaum noch Luft.

Und weiter ging es nach unten.

Er meinte, daß die Schatten sich bewegten. Also folgten Skelettus und seine Mannen ihm nach. Unter dem Licht des Totenkopfmondes verloren die Gesetze, nach denen Skelettus sich sonst richtete, ihre Gültigkeit. Selbst die Angst vor dem Unbekannten, die Skelettus ursprünglich gehabt hatte, schien dabei verlorenzugehen.

Rani taumelte mehr, als er ging. Manchmal sah er die scharfen Kanten der Treppen gar nicht mehr vor sich, und er hatte

unverschämtes Glück, daß er nicht ins Leere trat und wie ein Stein in die unbekannte Tiefe fiel.

Dann kam der zweite Schwächeanfall.

Ein plötzlicher Schweißausbruch, Schwärze vor den Augen.

Mahay fiel nach vorn.

Da gab es nichts, wo er sich hätte abstützen können.

Er trat ins Leere – und fiel…

*

Wie ein Ruck ging es durch seinen Körper.

Im nächsten Moment schon fühlte er wieder festen Boden unter sich.

Die Treppe war zu Ende!

Das Glück hatte ihn nicht verlassen.

Nur eine Stufe tiefer begann der Boden jener fremden, unbekannten Gewölbewelt, die der Knochenfürst ihm bisher aus unerfindlichen Gründen vorenthalten hatte.

Die Tatsache, daß der Boden so nahe war und er sich schon seelisch auf einen tieferen Sturz eingerichtet hatte, war nicht weniger verwunderlich und schmerzhaft für ihn.

Er kam hart auf und verknackste sich den Fuß. Mahay fiel um, rollte sich zur Seite – und blieb liegen.

Sein Körper fühlte sich schwer und gefühllos an wie ein Stein.

Er wollte sich erheben, aber er konnte nicht mehr.

In seinem Schädel trat eine eigenartige Leere auf. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Er fühlte sich schwach und ausgelaugt.

Schwach rutschte seine Rechte über den Boden, und erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er sein Schwert gar nicht mehr besaß, daß es ihm auf dem Weg nach unten abhanden gekommen war. Ohne daß er es bemerkt hatte, war es ihm aus den Händen geglitten. Wahrscheinlich vorhin, als er zum ersten Mal stürzte und den Sturz zum Glück nochmal mitten auf der Treppe abfangen konnte.

Seine Hand stieß gegen etwas Weiches.

Er zuckte zusammen und wollte den Kopf noch drehen, um sich zu vergewissern, um was es sich handelte.

Es fühlte sich an wie ein Körper.

Das waren seine letzten Eindrücke und seine letzten bewußten Überlegungen.

Dann versagte sein strapazierter Körper.

Tiefe Dunkelheit hüllte ihn ein, Gefühllosigkeit… das Nichts…

*

Er war nicht mal mehr in der Lage gewesen, seine Hand zurückzuziehen von dem weichen Gegenstand, den sie ertastet hatte.

Ruhig lag Mahays Hand auf dem Körper.

Der rührte sich nicht.

Verkrümmt und reglos lag er da.

Es war ein – Mensch aus Fleisch und Blut.

Der Leib war noch warm. Er mußte erst vor wenigen Minuten gestorben sein.

*

Anka Sörgensen konnte nicht fassen, daß dies schon der zweite Tag war, den sie im Haus Thorwald Belmans verbrachte.

Der Chirurg hatte es geschafft, sie noch in jener fraglichen Nacht mitzunehmen. In seinem großen Haus lebte der Junggeselle mit seiner alten Mutter und einem Dienstmädchen, die sich um den Haushalt kümmerten.

Anka bekam ein Zimmer.

Hier fühlte sie sich wohl. Das Leben kam ihr vor wie ein Traum.

Thorwald Belman wurde seit jenem Morgen nach seiner Rückkehr aus der Heilanstalt für psychisch Kranke von einem Kollegen vertreten. Belman wollte schnellstmöglich Urlaub machen und mit Anka verreisen, damit sie auf andere Gedanken kam und das Zurückliegende vergaß.

Er wich nicht von ihrer Seite, wenn sie aus ihrem Zimmer kam. Sie hatten sich soviel zu erzählen und in diesen beiden Tagen kamen sie sich nahe, lernten sie sich kennen und lieben.

Thorwald Belman, bisher ein eingefleischter Junggeselle, las dieser jungen hübschen Frau, die wie ein Ereignis in sein Leben getreten war, jeden Wunsch von den Augen ab.

Morgens war der Kaffeetisch schon gedeckt, wenn Anka aus ihrem Zimmer kam.

Die alte Dame des Hauses, aufmerksam, freundlich und seit Ankas Anwesenheit immer ein wenig verschmitzt lächelnd, schien mit der Wahl, die ihr Sohn getroffen hatte, sehr zufrieden. Aber von den wirklichen Hintergründen und den Ereignissen, die Thorwald Belman dazu brachten, Anka unter seine Fittiche zu nehmen, schien sie nicht das geringste zu ahnen.

An diesem zweiten Morgen in dem ruhigen, gepflegten Haus der Belmans lagen ein Frauenmagazin und eine Morgenzeitung an Ankas Platz.

Die alte Dame fehlte noch.

»Nanu?« wunderte Anka sich. »Ist sie krank?«

Thorwald Belman schüttelte den Kopf. »Was selten vorkommt, passiert jedoch von Fall zu Fall mal: sie hat verschlafen. Das bedeutet, daß sie die Nacht besonders gut geschlafen hat. Ein gutes Zeichen!« Er lächelte. »Ich habe dir etwas zu lesen mitgebracht, Anka. Ich werde den heutigen Vormittag nicht im Hause sein…«

»Oh, Thorwald«, sagte sie enttäuscht.

»Dafür bin ich dann Mittag wieder hier. Sie brauchen mich im Krankenhaus. Heute morgen noch mal. Dann bin ich frei. – Alles in Ordnung sonst?«

Sie nickte.

Er musterte Anka. Sie wirkte weder krank noch nervös, noch gereizt. Dabei mußte sie doch ständig damit rechnen, daß sich etwas ereignete, was sie von einer Sekunde zur anderen in tödliche Gefahr brachte. Er bewunderte ihre Ruhe.

Anka blätterte flüchtig in der Zeitung.

Sie wollte sie schon zuklappen, als sie die Tür draußen im Flur hörte, was darauf schließen ließ, daß die alte Dame aus dem Badezimmer kam. Da ging ein Ruck durch Anka Sörgensens Körper.

Thorwald Belman war sofort alarmiert. Jede Veränderung im Wesen der charmanten Freundin fiel ihm sofort auf.

»Was ist?« fragte er besorgt. Sein Blick ging in die Runde, blieb an der Tür hängen und am Fenster. Er dachte an die geheimnisvolle fremde Frau, die wie ein Geist durch die dicksten Mauern gehen konnte… jene rätselhafte Person, die so unerwartet auftauchte und in deren Anwesenheit sich so erschreckende Dinge ereigneten.

»Schau dir das an, Thorwald!«

Sie hielt ihm die Zeitung unter die Nase.

»Das Bild… die Frau darauf…«, sagte sie erregt.

Er sah das Bild. Es zeigte eine bildhübsche Person, etwa in Ankas Alter. »Was ist damit, Anka?«

»Das ist Tina Marino, der neue Star in Filligans Western-Filmen«, sprudelte es über ihre Lippen. Ihre Augen glänzten fiebrig, die Hände zitterten. »Tina Marino hat sämtliche Empfänge in London abgesagt. Sie sei plötzlich erkrankt, heißt es. Näheres wurde nicht mitgeteilt, Thorwald. Tina Marino! Nun weiß ich, wo ich dieses Gesicht schon mal gesehen habe. Nicht im Fernsehen, nicht im Kino… es war vorgestern abend, Thorwald… als die alte Eiche umstürzte und ich die Vision von dem Fahrzeug hatte, das vor einem Hotel hielt. Tina Marino stieg aus – und begegnete dem Skelett. Sie muß einen Schock erlitten haben! Ich bin Zeuge des Vorganges geworden, Thorwald – ich hielt mich stofflich dort vor dem Hotel auf!«

*

Er zwang sich zur Ruhe und las den Bericht.

»Sie sprechen davon, daß Tina Marino in ihrem Hotel – dem ›Baldwin-Hotel‹ im Londoner Strand – weiterhin ihr Domizil aufgeschlagen hat. Wenn das so ist, wie du sagst, Liebes: dann sind wir dem Geheimnis auf der Spur. Nun haben wir wenigstens schon mal einen Anhaltspunkt.«

Er warf die Zeitung achtlos auf einen Stuhl und eilte hinaus in den Flur.

Dort kam ihm gerade seine Mutter entgegen.

»Nanu, mein Sohn! Nur nicht so stürmisch. Du wirst doch deine alte Mutter nicht umrennen wollen!«

Er beugte sich zu ihr herab, küßte sie schnell auf die Wange und schob sie sanft zur Seite.

»Oh, oh, oh«, wunderte Frau Belman sich. »Jetzt werden die alten Leute schon abgeschoben. Was ist denn in dich gefahren?« Sonja Belman hatte eine lustige Stimme, glockenklar.

»Ich muß telefonieren.«

»Ist das denn so eilig?« Sonja Belman schüttelte den Kopf. Ihr silbern schimmerndes Haar war bereits perfekt gekämmt. Sonja Belman war für ihre sechzig Jahre eine gepflegte Erscheinung und wirkte wesentlich jünger.

»Ja, sehr.«

Er setzte sich mit dem Büro einer Fluggesellschaft in Verbindung, und Frau Belman hörte, daß er sich um zwei Tickets nach London bemühte.

»Wenn möglich noch heute. – Sehen Sie bitte zu, daß es sich machen läßt. Linienmaschine ist ausgeschlossen, meinen Sie? Eine Chartermaschine vielleicht. Das ist uns gleich. Da gibt's Schwierigkeiten? Höchstens, wenn jemand seine Buchung rückgängig macht. Das leuchtet mir ein… Eigentlich ist das nicht erlaubt? Aber es gibt Ausnahmen? Nein, mit einem Ticket ist mir nicht gedient. Es müssen zwei sein. Sie wollen das abklären? Ja, danke. Gut, ich gebe Ihnen meine Rufnummer durch. Bitte, rufen Sie mich umgehend an!«

Er nannte die Zahlen und legte dann sofort auf.

»London?« hauchte Sonja Belman. »Du willst – mit Anka nach London? Hab' ich da richtig gehört?«

»Ja, du hast richtig gehört, Mutter.«

»Aber was wollt Ihr denn in London, Kinder?! Da ist doch um diese Jahreszeit immer soviel Nebel! Hier diese herrliche, klare Luft, aber… du hast sicher nicht London gemeint, Thorwald, nicht wahr?« Sie ließ ihn gar nicht dazu kommen, eine Antwort zu geben. »Ah«, sagte sie plötzlich, ihre Stimme hebend und eifrig nickend, »jetzt verstehe ich! London ist nur die Zwischenstation. Ihr wollt in Wirklichkeit weiter…«

Sie fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum, und gebärdete

sich wie eine in Rage geratene Schauspielerin. Das Ganze wirkte geradezu amüsant.

»Aber nein, Mutter. Wir wollen nach London, das ist alles.«

»Richtig. Und dann geht’s nach Gretna Green weiter. Das liegt doch in Schottland, nicht wahr?«

»Gretna Green?« fragte Thorwald Belman. Im ersten Augenblick begriff er nicht, was seine Mutter damit andeuten wollte.

»Ja, ich meine Gretna Green! Das Heiratsparadies…«

»Aber Mutter…«

»Aber, Thor, mein Sohn! Das hast du doch nicht nötig! Du brauchst doch deine hübsche Braut nicht klammheimlich zu heiraten. Meinen Segen habt ihr doch! Das ist doch gar keine Frage.« Und zu Anka gewandt, fügte sie leise und etwas schüchtern hinzu: »Er benimmt sich manchmal wie ein kleiner Junge«, flüsterte sie, sich nach vorn beugend. »Dabei ist er doch schon vierunddreißig, und es ist höchste Zeit, daß er erwachsen wird. Schämt sich jetzt noch vor seiner Mutter einzugestehen, daß er heiraten will!«

*

Es dauerte geraume Zeit, ehe das Mißverständnis behoben war und Frau Belman begriff, daß man zwar von Heirat sprechen könne, aber nicht in diesem Augenblick. Im Moment sei einzig und allein eine umgehende Reise nach London wichtig. Und zwar im Interesse von Anka Sörgensen.

Da er dies so bestimmt vorbrachte und ihr zu verstehen gab, daß es einzig und allein Ankas Problem sei und sie nicht darüber sprechen wolle, akzeptierte die alte Dame dies.

Zehn Minuten später schlug das Telefon an.

Das Büro der Fluggesellschaft meldete sich.

Die Sache ging klar. Für den Charterflug um 17 Uhr 30 hatte eine dreiköpfige Familie ihre Plätze storniert wegen einer plötzlichen Erkrankung des Familienoberhauptes.

Thorwald Belman und Anka Sörgensen könnten die beiden Plätze bekommen.

Der Arzt machte die Buchung perfekt und versprach, um sechzehn Uhr am Schalter zu sein, um die Reise rechtzeitig anzutreten.

»Nun gibt es einiges für dich zu tun, Liebes«, sagte er zärtlich zu Anka. »So schnell wirst du wahrscheinlich noch nie Koffer gepackt haben. Beschränke dich auf das Notwendigste. Ich laß das Frühstück ausfallen und fahr’ sofort in die Klinik. Um so schneller bin ich zurück. Ausweispapiere, Geld, Reiseschecks… Mutter wird dir alles erklären. Ich wünsche euch beiden viel Spaß beim Packen. Tschüß!«

*

Nach der Abfertigung hielten sie sich keine Sekunde länger im Flughafengebäude auf.

Sie hatten das Glück, sofort ein Taxi zu bekommen.

»Baldwin-Hotel«, verlangte Thorwald Belman.

Der Fahrer schaltete seine Uhr ein und startete.

Es war feucht und kalt in London. Und wieder herrschte Nebel.

Bis in die Innenstadt benötigte der Fahrer eine knappe Stunde.

Dann rollte sein Fahrzeug am ›Baldwin-Hotel‹ vor.

Anka schluckte. »Hier war es. Ich kann mich ganz genau daran erinnern, Thor! Diese Fassade… der Eingang, der Livrierte, der jetzt…« Sie stockte. Die Tür wurde von außen geöffnet. Ein Hotelangestellter in grüner Livree mit goldener Litze beugte sich ihnen freundlich lächelnd entgegen.

Thorwald Belman beobachtete Ankas Reaktion genau.

»Good evening, Mylady… Sir… Sie suchen ein Zimmer?« wurden sie angesprochen.

»Ja«, sagte Anka rasch. »Wenn es möglich ist.«

»Selbstverständlich! Bitte sehr, die Herrschaften! Um das Gepäck kümmere ich mich.«

Der Taxifahrer nahm den Fahrpreis entgegen und holte dann die Koffer aus dem Kofferraum.

Anka schlang ihre Tasche um die Schultern.

»Nun?« flüsterte Thorwald, auf eine bestimmte Antwort Ankas wartend.

»Er ist es nicht. Es war ein anderer. Er… ist… ein ganz normaler Mensch.«

»Na, wenigstens etwas. Vielleicht können wir erfahren, wer vorletzte Nacht hier Dienst tat.«

Sie nickte. »Das wäre gut.«

Dann gingen sie ins Hotel.

Es war wenige Minuten nach neun Uhr abends.

Draußen nieselte es. Nebel waberte vor dem hellerleuchteten Hoteleingang.

Thorwald Belman und Anka Sörgensen gaben sich als Ehepaar aus.

»Was tut man nicht alles, um nicht unangenehm aufzufallen, nicht wahr?« strahlte er, als er die Zimmerschlüssel in Empfang nahm. »Ich bin besorgt um deinen guten Ruf, Liebes«, sagte er auf Norwegisch, in der Hoffnung, daß der Mann hinter der Rezeption nur Englisch verstand. »Stell dir vor, was die von uns denken müßten, wenn ich mich als dein Chef ausgegeben hätte, der mit seiner Sekretärin eine Geschäftsreise macht. Das wäre doch skandalös, nicht wahr?!«

*

Sie waren gerade dabei, sich von der Rezeption zu lösen und auf den Lift zuzugehen, der ihnen schon aufgehalten wurde, als Anka etwas einzufallen schien.

»Ach, bitte, sagen Sie: ist hier im Hotel nicht Miss Tina Marino untergebracht, die Schauspielerin?«

Der Gent hinter der Rezeption nickte bedächtig.

»Ja, Madame. Miss Marino ist hier in diesem Hause Gast. Sie haben sicher davon in der Zeitung gelesen?«

»Ja.«

»Ein bedauerliches Mißgeschick. Es hätte nicht veröffentlicht werden sollen. Reporter sind oft erschreckend egoistisch.«

»Das bringt wohl der Beruf so mit sich. – Geht es ihr wieder besser?«

»Soviel mir bekannt ist, ja. – Miss Marino hat ihre Suite allerdings auch heute noch nicht verlassen. Vielleicht haben Sie Glück und Sie können sie morgen sehen – im Frühstückszimmer oder in der Bar. Sie ist eine sehr natürliche Person.«

»Welches Zimmer hat sie?«

»Oh, Madame, es tut mir leid. Das darf ich Ihnen nicht sagen. Miss Marino hat darum gebeten, alle Besucher von ihr fernzuhalten. Wir hatten schon Ärger mit den Reportern und Journalisten, die die Rezeption hier belagerten.«

»Ich bin kein Reporter und keine Journalistin. Ich bin eine Kollegin von Miss Marino. Eine kleine Schauspielerin aus Oslo. Ich bewundere sie sehr. Ich werde sie auf keinen Fall stören. Aber der Gedanke, mit ihr unter einem Dach zu sein, verwirrt mich ein wenig. Das müssen Sie verstehen. Sagen Sie mir bitte die Zimmernummer! Ich möchte nur daran vorbeigehen, und der Gedanke, daß sie sich hinter dieser Tür aufhält, genügt mir schon.«

Der Portier war nicht bestechlich. Er wies die Geldnote zurück, die Thorwald Belman wie zufällig aus seiner Brieftasche gleiten ließ.

»Es ist die Zimmer-Nr. 236, Madame. Wenn Sie sich die Freude machen wollen… bitte! Vor der Tür stehen zwei Privatdetektive, die Miss Marino engagiert hat und die beauftragt sind, jede Störung von ihr fernzuhalten.«

Anka Sörgensen bedankte sich und folgte Thorwald Belman dann in den Lift.

Um die schön geschwungenen Lippen der attraktiven Norwegerin mit dem spitzbübischen Gesicht spielte ein nicht minder spitzbübisches Lächeln.

»Ich glaube, er unterschätzt uns, Thor«, murmelte sie, als der Lift geräuschlos nach oben glitt. Das Innere war mit grünem Veloursleder

ausgeschlagen. »Miss Marino wird mich umgehend empfangen, wenn ich das will.«

Er blickte sie ernst an.

»Wie kommst du darauf? Was macht dich so sicher?«

»Intuition…? Nein, das ist es wohl nicht. Ich weiß es einfach, seltsam, nicht wahr?«

*

Thorwald drückte dem Boy ein Trinkgeld in die Hand, als sie sich auf ihrem Zimmer befanden.

Anka fühlte sich in einer seltsamen Hochstimmung.

Belman beobachtete mit einer gewissen Besorgnis das Verhalten der jungen Frau, deren Schutz ihm am Herzen lag.

Er mußte immer daran denken, daß Anka von einer Person aus einer unsichtbaren Welt beobachtet wurde, eine Person, die er selbst gesehen hatte und die ihren Tod wollte.

Dachte Anka gar nicht mehr daran?

Sie ging ins Bad, machte sich ein wenig frisch und ordnete dann ihre Haare.

»Gehst du mit?« fragte sie unvermittelt.

»Du willst sie aufsuchen?«

»Dazu sind wir doch schließlich nach London geflogen, nicht wahr?«

»Richtig. Aber es ist schon halb zehn. Ein bißchen spät, einen Besuch in der Art zu machen, wie du ihn vorhast. Wollen wir nicht bis morgen früh warten?«

»Ich denke, daß es noch nicht zu spät ist. Ich möchte den Versuch gleich starten.«

»Gut, wenn du möchtest.«

Er zog sein Jackett über und verließ gemeinsam mit Anka das Zimmer.

Sie fuhren ein Stockwerk tiefer.

Der Gang war mit einem roten Teppich von Wand zu Wand ausgelegt. An den Wänden hingen alte Landschaften in schweren vergoldeten Rahmen.

Die Stuckarbeiten an der Decke zeugten davon, welche Arbeit sich Menschen einst machten und wieviel Zeit sie hatten, solche Bauwerke zu errichten.

Im Hotel herrschte eine wunderbare Stille.

Die Lüster an der Decke verbreiteten ein angenehmes Licht.

Anka und Thorwald ließen ihr Blicke über die Zimmernummern schweifen.

»Es muß ganz vorn, sein«, wisperte Anka Sörgensen. »Die

Nummern hier hinten liegen tiefer.«

Sie kamen um die Ecke herum.

Dort lag die Suite, die sie gesucht hatten.

In einer Nische war eine gemütliche Leseecke eingerichtet. Zur Suite Tina Marino führten drei Stufen nach unten.

Vor der Tür saßen auf Sesseln zwei Männer. Der eine sah aus wie ein Schwergewichtler.

Die beiden blickten dem Paar interessiert entgegen.

»Ja, bitte?« fragte der eine, der jüngere, schlankere von beiden. »Sie wünschen?«

»Wir sind doch hier richtig bei Miss Tina Marino, nicht wahr?«

»Sie sind vollkommen richtig, ja.«

Nun erhob sich auch der andere. Mißtrauisch musterte der Schwergewichtler den norwegischen Chirurgen und schien zu dem Ergebnis zu kommen, daß dies kein Gegner für ihn sei. Wenn er die Hand kräftig ausstreckte, dann reichte das schon, um diesen Fremden aus der Nähe der Zimmertür Tina Marinos fernzuhalten.

»Da Sie nun wissen, daß dies die Suite von Miss Marino ist, möchten wir Sie bitten, nun wieder zurückzugehen. Wie Sie selbst sehen, geht der Korridor hier nicht weiter«, meinte der Schlankere, nicht gerade sehr freundlich. Tina Marino schien die Losung ausgegeben zu haben, allen, die zu ihr wollten, mit einer gewissen Unfreundlichkeit zu begegnen. Damit wollte sie ganz offensichtlich allzu neugierige Reporter abweisen.

»Ich muß Miss Marino sprechen«, sagte Anka Sörgensen kühl und selbstsicher.

»Miss Marino ist krank. Der Arzt hat ihr jeglichen Besuch verboten.«

»Miss Marino ist nicht so krank, daß sie nicht ein paar Minuten mit mir sprechen kann.«

»Dies zu entscheiden, überlassen Sie bitte uns.«

»Aber es ist wichtig! Miss Marino wird Ihnen böse sein, wenn Sie erfährt, daß Sie mich nicht zu ihr gelassen haben.«

»Miss Marino hat nichts davon erwähnt, daß sie Besuch erwartet.«

»Sie hat es noch nicht gewußt.«

Anka trat einen Schritt vor. Sie Hand vor dem hageren Detektiv. »Es geht um Miss Marinos Leben«, wisperte sie. »Bitte glauben Sie mir, es ist sehr wichtig, daß wir uns sehen… Jetzt noch, ja. Unsere Begegnung duldet keinen Aufschub.«

Die beiden vor der Tür Stehenden blickten sich an.

»Es tut mir leid. Wir können unsere Anweisungen nicht übertreten«, sagte der Sprecher wieder, der sich die ganze Zeit über schon zum Wortführer gemacht hatte.

Anka wandte sich an Thorwald Belman.

»Gib mir einen Zettel und etwas zum Schreiben«, bat sie. Und zu dem einen Detektiv gewandt meinte sie: »Würden Sie ihr wenigstens eine kurze schriftliche Nachricht von mir übergeben?«

»Das läßt sich machen, selbstverständlich.«

Anka schrieb einige Zeilen auf das oberste Blatt eines Notizblocks, riß es ab und kniff es in der Mitte zusammen. »Bringen Sie ihr das bitte! Ich bin überzeugt davon, daß Sie mich sofort hereinbitten wird.«

Der Detektiv verschwand.

Der andere war breitschultrig genug, um mit seinem Körper den Eingang zu versperren.

Anka und Thorwald warteten.

Sie schwiegen.

Der Wächter, der mit dem Zettel Anka Sörgensen fortgegangen war, kam zurück.

»Kommen Sie bitte«, sagte er ruhig. »Allein! Miss Marino erwartet Sie zu einem Gespräch. Ihr Begleiter möchte bitte draußen warten.«

Anka und Thorwald wechselten einen Blick.

»Aber wir hatten doch…«, warf der Chirurg ein. Er wollte dieses schutzbedürftige Wesen nicht allein gehen lassen.

»Mach dir keine Sorgen um mich.« Anka lächelte ihn an. »Mir wird schon nichts zustoßen. Und wenn wider Erwarten etwas sein sollte, drei starke Männer vor der Tür werden das schon in den Griff bekommen. Ihr seid praktisch gleich zur Stelle. Es ist beruhigend, das zu wissen.«

Die Tür wurde ihr spaltbreit geöffnet, und Anka Sörgensen konnte die luxuriöse Suite betreten, in der anheimelndes Licht und der Duft eines dezenten Parfüms sie empfingen. Hinter ihr zog der Detektiv, der sie eingelassen hatte, die Tür wieder ins Schloß. Auch er blieb draußen.

*

Das Apartment, das Tina bewohnte, mußte man ohne Übertreibung als wahrhaft königlich bezeichnen.

Schwere Teppiche, alte Schränke, wertvolle Polstermöbel und Bilder bestimmten das Innere dieser Wohnung.

Es gab eine separate Diele, von der aus eine Tür in den großen, herrschaftlich eingerichteten Wohnraum führte.

Ein Schreibtisch thronte in einer Ecke.

Tina Marino stand davor und blickte der Besucherin entgegen.

Die junge Schauspielerin, die durch die Rolle der »wilden Jenny« über Nacht zu Ruhm, Ehren und Geld gekommen war, löste sich von dem Tisch und kam der Norwegerin entgegen.

»Ich muß mich für mein Eindringen entschuldigen«, sagte Anka

nach der Begrüßung.

»Es ist kein Eindringen«, widersprach Tina Marino. Sie sah frisch und ausgeruht aus. »Sie haben mich um ein Gespräch gebeten, und ich bin dazu bereit.«

Sie hielt den Zettel in der Hand. »Sie haben mich immerhin sehr neugierig gemacht«, lächelte sie. »Wenn mir jemand schreibt: ›Sie sind nicht krank, ich weiß, was vorletzte Nacht vor dem Hotel passiert ist, ich habe ihn auch gesehen‹, dann ist das wohl ein ausreichender Grund, die Geheimniskrämerei aufzugeben.«

Tina und Anka fanden sofort Kontakt und waren sich auf den ersten Blick sympathisch.

Ganz am Anfang jedoch ließ Tina Marino trotz allem noch eine gewisse Zurückhaltung und Mißtrauen erkennen.

»Was haben Sie genau gesehen, Miss Sörgensen?«

Anka konnte den Vorgang in allen Einzelheiten beschreiben.

»Ich war plötzlich an Ort und Stelle. Es war wie ein Traum – denn logischerweise hätte ich mich in dieser Sekunde, als die Dinge über die Bühne gingen, eigentlich in meinem Land aufhalten müssen. Ich hatte ein übersinnliches Erlebnis. Ich wurde Zeuge der Begegnung zwischen dem livrierten Skelett und Ihnen. Das rettete mir gleichzeitig das Leben.«

Sie sprach sehr offen. Das war erstaunlich. Sie vertraute sich dieser Fremden an, als wäre sie ihre beste Freundin.

Tina Marino quittierte diese Offenheit mit der gleichen Art.

Beide Damen stellten fest, daß irgend etwas Besonderes mit ihnen sein mußte, daß sie offenbar eine Entwicklung durchmachten, die sie schon lange vorher fühlten, die jetzt aber aktuell geworden war.

Die Schauspielerin ließ Anka wissen, daß sie sich seit langem mit der Grenzwissenschaft befasse. Ihre Sinne hätten sich gerade in der letzten Zeit geschärft. Die Begegnung mit dem Skelett könne sie allerdings noch nicht einordnen. Es mache sie neugierig und ängstige sie in gleicher Weise.

»Ich weiß nicht, ob es eine Bedrohung oder eine Erkenntnis ist«, schloß sie.

»Es ist sicher beides«, entgegnete Anka. »Sehen Sie, Miss Marino…«

»Lassen Sie das unpersönliche Miss. Nennen Sie mich Tina, wie es meine Freunde tun!«

»Gut, gern… also: Tina. Aber dann müssen Sie Anka zu mir sagen.«

»Anka… okay. Es fällt mir nicht schwer, Sie so anzusprechen. – Gestatten Sie mir noch eine Frage, Anka.«

»Ja, bitte?«

»Ich bin etwas bewandert in Astrologie. Würden Sie mir Ihr Geburtsdatum nennen?«

»Natürlich. Ich bin am 23. Januar geboren.«

Tina zuckte leicht zusammen. Anka entging das nicht. »Wissen Sie zufällig auch die Uhrzeit?« Ihre Stimme klang ein wenig belegt.

»Zufällig, ja. Um sechzehn Uhr fünfundfünfzig.«

Tina schluckte. »Das ist eigenartig«, murmelte sie. »Ich bin – am gleichen Tag geboren, um achtzehn Uhr fünfundfünfzig. Sie rechnen nach osteuropäischer Zeit. Wenn man es genau betrachtet, sind wir praktisch in der – gleichen Minute auf die Welt gekommen!«

*

Tina Marino schüttelte den Kopf.

Anka Sörgensen mußte lachen. »Es ist komisch.«

»Ich weiß nicht, ob es komisch ist«, sagte die Italo-Amerikanerin. »Vielleicht ist es eher – bedeutungsvoll. Hätten wir die gleiche Mutter gehabt – wären wir Zwillingsschwestern.«

Tina machte einige interessante Bemerkungen und sah das Ganze in einem größeren Zusammenhang. Sie erzählte von Sternbildern und Konstellationen, die Anka aber keinen Begriff vermittelten.

»Das Geheimnis liegt in den Sternen, Anka. Es gehen von dort Einflüsse aus, die sich manch einer gar nicht vorstellen kann. Wir hatten das gleiche Erlebnis – jeder auf seine Weise. Sie konnten den Ort verlassen, an dem Ihnen Gefahr drohte. Und Sie wurden Zeuge einer anderen Gefahr, die ich im gleichen Augenblick registrierte.« Tina Marino dachte scharf nach. »Da war etwas, was uns beide anging, so scheint es auf den ersten Blick, Anka. Sie sind medial begabt. Ich hege daran keine Sekunde Zweifel. Ihre Kraft – sprang auf mich über. Ich sah – mit Ihren Augen!«

Die Überlegungen, die Tina Marino entwickelte, zogen Anka in ihren Bann.

»Zwei gleiche Pole, die sich anzogen«, überlegte Anka. »So kann es sein. Zwei Pole – die sich ergänzen. Die gleiche Geburtsstunde, der gleiche Geburtstag. Das mag ein Grund sein, aber ausschlaggebend ist sicher noch etwas anderes.«

»Die geistige Frequenz, Anka. Wir sind uns unerhört ähnlich. Wir fühlen etwas, wir sehen etwas, aber wir können es beide noch nicht artikulieren. Sie sind mir dabei einen großen Schritt voraus. Sie haben bisher nicht nur geistige, sondern auch körperliche Erlebnisse gehabt. Das wird eindeutig bewiesen durch Ihre Anwesenheit vorgestern nacht hier in London… das wird bewiesen durch die Eindrücke, die Sie aus jener anderen Welt mitbrachten, aus jener ›Knochenwelt‹, wie Sie sie bezeichneten. Was Sie anfangs noch für Traum oder Halluzination hielten, hat sich nun manifestiert. Sie mußten erkennen, daß diese Wesen nicht nur in jener anderen Dimension zu Hause sind, sondern daß es ganz offensichtlich eine Verbindung hierher in unsere Welt

gibt. Aber Sie erkennen die Bedeutung nicht. Instinktiv spüren Sie eine Gefahr, und das mag auch dadurch bestärkt werden, daß in der nahen Vergangenheit mehrere Male versucht wurde, Sie ums Leben zu bringen.«

Anka Sörgensen nickte. Während Tina Marino sprach, kamen ihr andere Überlegungen. »Auch das sehe ich jetzt in einem ganz anderen Licht«, murmelte sie, und ihr Blick war in unbestimmte Ferne gerichtet. Die nähere Umgebung zeigte sich verschwommen. »Die Anschläge auf mein Leben, Tina… Sie können auch den Sinn gehabt haben, diese Begegnung zu vermeiden. Unsere gemeinsamen Anlagen – ergänzen sich. Das haben Sie selbst vorhin gesagt. Seit ich hier bin, hier in London… habe ich das Gefühl einer unendlichen Sicherheit. Dies nicht nur in bezug auf mein Leben. Nein, auch auf meine Fähigkeit, die ich entwickelt habe. Sie und ich… wir sind gleich, wir gehören auf eine geheimnisvolle Weise zusammen. Wir bilden eine Einheit.«

»Es ist seltsam, aber ich fühle genauso. Ich habe das Gefühl, einen Teil meiner selbst gefunden zu haben.«

»Ich möchte einen Versuch machen, Tina.«

»Ich bin dabei.«

Anka Sörgensen ging in die Mitte des großen Raumes, in dem ein großer Teppich den Dielenboden verdeckte.

Sie streckte beide Hände aus.

Tina begriff die Geste und nahm Ankas Hände.

»Ich habe es noch nie bewußt getan, Tina. Ich möchte den Versuch machen – unsere Welt zu verlassen. Noch mal dorthin zu gehen, wo ich schon mal gewesen bin. Diesmal ganz bewußt. Gemeinsam mit Ihnen.«

»Mit dir…«, berichtigte die Schauspielerin sie. »Wir sind wie Schwestern. Schwestern duzen sich.«

»Was versprichst du dir von dem Gang ›nach drüben‹ – vorausgesetzt, daß er überhaupt gelingt, Anka?«

»Weitere Aufklärung. Die Botschaft ist unvollkommen wie ein Puzzle, von dem Teile fehlen. Die Botschaft geht dich und mich an. Aber nicht nur uns beide. Viele andere Menschen, die nichts davon wissen, sind möglicherweise bedroht, und nur ein Zufall hat uns die Augen geöffnet für eine Gefahr, die von ›dort drüben‹ kommt und die auch hier vorhanden ist. Wie sie sich allerdings auswirkt, darüber zerbreche ich mir nach wie vor den Kopf.«

»Ein Volk ist verdammt… es leidet, und es scheint gleichzeitig Befehle auszuführen, die es möglicherweise gar nicht ausführen will… die Szenen, die du beschrieben hast, Anka. – Ein Fürst zieht sein Volk in den Abgrund… Menschen aus Fleisch und Blut beschäftigen sich mit seltsamen, verbotenen Ritualen. Unheil geschieht… die Kräfte

wurden unterschätzt… was ›dort drüben‹ geschah, wie du es bezeichnest, wirkt sich offensichtlich auch hier aus. Hier in London, – wie in jeder anderen Stadt dies offenbar geschehen kann. Das Ritual der ›Knöchernen‹ hat auch Menschen erfaßt. Oder, den ich sah: er war kein Mensch, er kam von der anderen Seite…«

Anka nickte. »Vermutungen… Hypothesen, nichts ist bewiesen. Der Livrierte muß erkannt haben, daß du seine wahre Gestalt erschaut hast.«

»Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich habe es bisher nicht gewagt, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen…«

Da ließ Anka Tinas Hände los.

»Du weißt, wie er heißt?«

»Ja. James Donelly.«

»Wo er wohnt?«

»Ja, auch das habe ich erfahren. In der Kings Road, Nummer 73.«

»Er ist am nächsten Morgen, nachdem du ihn in seiner wahren Gestalt erkannt hattest, nicht zum Dienst erschienen?«

»Ich habe mich natürlich danach erkundigt, Anka. Noch am gleichen Abend. Unmittelbar nach meinem Erlebnis begab ich mich auf mein Zimmer und dachte über das Unheimliche nach. Aber es wäre kein Problem für mich gewesen, das Hotel zu verlassen, ohne daß man mich erkannt hätte. Für eine Schauspielerin gibt es tausend Möglichkeiten, ihr Gesicht, ihre Frisur und ihr Äußeres überhaupt zu verändern. Aber ich hatte irgendwie keinen Mut… das ist jetzt, seitdem du hier bist, anders geworden. Ich könnte mich auf der Stelle auf den Weg zu ihm machen…«

»Tun wir's doch.«

»Erst deinen Versuch, Tina. Was hattest du vor?«

Unaufgefordert streckte sie nun die Hände aus, und Tina Sörgensen ergriff sie.

»Ich möchte dich mitnehmen und wissen, ob es gelingt oder ob irgend etwas in uns selbst oder irgend jemand, der unsere Begegnung möglicherweise verhindern kann, sich dagegen wehrt. Bist du bereit, Tina?«

»Ja.«

»Du wirst mit mir gehen, weil es deine freie Entscheidung ist?«

»Ja.«

Anka atmete tief durch.

Sie schloß halb die Augen und versuchte ihre Umgebung völlig zu vergessen…

Da rieselte es auf sie herab!

Mit einem Aufschrei ließen die beiden Frauen sich los.

Alles geriet in Bewegung.

Die Lampe! Der Kronleuchter schwang hin und her, als ob

unsichtbare Hände ihn anstießen, die Bilder an den Wänden begannen zu schaukeln, der Stuck löste sich von der Decke und brach in großen Stücken herab.

Die ganze Decke, die Wände ringsum knisterten und rissen, und die Verputzbrocken flogen ihnen wie Geschosse um die Ohren.

Ein Erdbeben?

Das Hotel drohte einzustürzen…

*

Er schlug die Augen auf, und im ersten Moment wußte er nicht, wo er sich befand.

Dann kehrte die Erinnerung nach und nach in sein Bewußtsein zurück.

Er lebte.

Er hatte sich nicht zu Tode gestürzt, und auch seine Gegner hatten ihn nicht bis hier unten verfolgt.

Verblutet war er auch nicht.

Er richtete sich auf. Der Mann aus Bhutan tastete seine Wunden ab. Sie schmerzten unter leichtem Druck schon und waren völlig verkrustet.

Rani Mahay blickte sich um.

Er hatte das Ende der Treppe erreicht, die sich steil unmittelbar neben ihm wie eine endlose Spirale in eine unwirkliche Dämmerung schraubte, die wie ein Himmel über ihm wogte.

Neben ihm lag eine Gestalt.

In dem merkwürdigen Zwielicht konnte er sie genau sehen.

Sie trug einen bunten Umhang, der von goldenen Spangen auf den Schultern festgehalten wurde.

Nur wenige Meter neben dem Toten entfernt lag ein Schwert.

Mahay untersuchte den Mann, der dunkles Haar hatte und eine leicht braungetönte Haut. Die Brauen waren dicht und seidig, die Augen des Toten standen weit offen.

An dem Mann war auf Anhieb keine Verletzung festzustellen.

Er hatte keine Stichwunde davongetragen. Es gab keine Blutlache zu sehen.

Er hatte sich offenbar bei einem Sturz von der Treppe das Genick gebrochen.

Aber lange konnte der Tote hier nicht gelegen haben.

Der Unfall – oder was immer zu dieser Situation geführt hatte – mußte sich kurze Zeit vor dem Sturz Mahays abgespielt haben.

Die Leiche fühlte sich noch warm an.

Rani selbst wußte nicht, wie lange er wiederum hier gelegen und das Bewußtsein verloren hatte.

Wenn er die verkrusteten Wunden in Betracht zog, dann mußte mindestens eine Stunde seit seiner Flucht vergangen sein.

Er erinnerte sich an die Begegnung mit dem Widersacher oben auf der Treppe.

Ein Knochensoldat des wütenden, werwölfischen Fürst Skelettus hatte ihn angegriffen und noch versucht, ihm den Garaus zu machen… dunkel glaubte er sich daran entsinnen zu können, daß der Gegner das gleiche Gewand trug wie dieser Tote.

Aber – sie konnten nicht identisch sein!

Dort oben hatte ihn ein Knochenmann angefallen – hier unten lag ein Mensch aus Fleisch und Blut zu seinen Füßen!

Rani schraubte sich langsam aus der Hocke empor.

Wieso gab es hier in dieser Welt, die unter dem Licht des Totenkopfmondes verändert worden war, einen Menschen aus Fleisch und Blut?

Handelte es sich bei ihm um einen Eindringling aus einer anderen Welt, wie dies auch bei ihm, Mahay, der Fall war?

Hielt er sich zufällig hier auf?

Existierte hier unter der riesigen Burganlage eine Art unterirdische Stadt, in die sich Überlebende der Ritualkatastrophe geflüchtet hatten?

Fragen über Fragen…

Mahay reckte sich. Er prägte sich das Gesicht des Toten genau ein, und neue Fragen überfielen ihn.

Wußte Skelettus von den – anderen – hier in der Tiefe? War das der Grund, weshalb er sich bisher nicht dazu hatte überwinden können, Mahay durch das Tor zu führen?

Der Inder löste sich langsam aus der näheren Umgebung des Toten und der steilen Spiraltreppe, nachdem er das breite Schwert des unbekannten Kriegers an sich genommen hatte.

Die Gewölbewelt hier unten war eigenartig.

Rani fühlte sich auf einen fremden, rätselhaften Stern versetzt.

Das Gewölbe war riesig. Massige Säulen stützten hohe, bizarre Decken. Das Licht, das hier unten herrschte, stammte von glühenden Steinen, die wie Fackeln in steinernen Halterungen steckten.

Es gab glutende Seen, die wie Lava in tiefen Kratern standen. Die leuchtende Oberfläche bewegte sich nicht.

Es gab endlose Reihen steinerner Bänke, die verwaist waren. Es gab Altäre, die von künstlerisch geformten Säulen umgeben waren.

Hier in dieser unterirdischen Welt herrschte eine unheimliche Stille.

Mahay ging Schritt für Schritt weiter in das Unbekannte.

Er entdeckte tiefe Flüsse, in denen ebenfalls rotglühende Flüssigkeit stand, die sich nur träge bewegte. Über die Flüsse führten

steinerne, gebogene Brücken, und von hier aus kam er in einen Teil der Höhle, die dem Bezirk davor in nichts mehr ähnelte.

Er stieß auf verlassene, bienenstockähnliche Gebilde, in denen Bänke standen. Das Innere der Bienenstockbauten war glatt, düster und angenehm. Man fühlte sich darin geborgen wie werdendes Leben im Mutterleib.

Es berührte ihn eigenartig, wieso ihm gerade dieser Gedanke kam. Er drängte sich ihm förmlich auf.

Die Bienenstockhäuser standen dicht an dicht. Zwischen ihnen führten schmale Pfade auf einen Platz zu, der wie eine Arena wirkte.

Darauf steuerte Mahay zu.

Auf dem Weg nach dort stolperte er förmlich über eine Leiche.

Sie lag am Wegrand.

Rani Mahay starrte in ein junges, verklärt wirkendes Gesicht.

Der Fremde hatte langes, blondes Haar und eine leicht gebräunte Gesichtshaut. Die Haut spannte sich wie trockenes Pergament über die Knochen.

Eine Verletzung war nicht erkennbar.

Dieser Mann mußte auf dem Weg zwischen den Bienenstöcken zusammengebrochen und vor Schwäche gestorben sein. Aber wenn hier ähnliche Bedingungen wie auf der Erde herrschten, von der er kam, dann handelte es sich bei dem Toten um eine junge Person.

Rund zwanzig Schritte weiter stieß der Koloß aus Bhutan auf einen neuen Fund.

Direkt neben einem Bienenstockhaus lag ein breites, scharf geschliffenes Kampfbeil.

Dabei waren ein Kettenhemd, ein Schwert, lederne Schnürschuhe und eine lederne Hose, deren Beine brüchig waren.

Das Oberteil der Hose aber war wie neu, und die Bauchdecke war verziert mit einem vogelartigen Wesen, das nur aus einem runden, massigen Kopf und zwei auseinandergebreiteten Flügeln bestand.

Rani Mahay betrachtete die Kleidung sehr genau und musterte dann seine zerschlissene Hose eingehend.

»Ein Kleiderwechsel wäre ja mal bitter notwendig«, murmelte er. »Ich bin sowieso ein Freund von Lederhosen. Und zweckmäßig werden sie hier wohl auch sein.«

Er kappte die in Mitleidenschaft genommenen Lederbeine mit zwei kurzen Beilschlägen und schlüpfte dann in das erbeutete Kleidungsstück. Er band sich die Schuhe um und steckte das Beil in eine Schlaufe seitlich an der Hüfte. Diese Vorrichtung war ganz offensichtlich dafür vorgesehen.

Dann griff er noch nach einem Helm, aus dem seitlich zwei metallene Hörner wuchsen.

Er setzte ihn sich auf den Schädel.

»Schade, daß es hier keinen Spiegel gibt«, knurrte er, sich umblickend und einen Blick in einen der zahlreichen glühenden Teiche und Seen werfend. Darin aber spiegelte sich sein Körper nicht. »Ich muß bestimmt wild und erschreckend aussehen.«

Er fuhr sich durch den dichten Vollbart, der ihm im Lauf seiner Anwesenheit in diesem fremden Reich gewachsen war. »Entweder seh' ich aus wie ein verhinderter Teufel oder wie ein indischer Wikinger. Oder wie eine Mischung aus beidem…«

*

Er setzte seinen Weg zu dem großen Platz fort. Als er näher kam, sah er zahlreiche Waffen und Kleider am Boden liegen.

Dabei wurde ihm erst bewußt, daß der große, freie Platz, den er für eine Arena gehalten hatte, in Wirklichkeit ein Teich war, in dem sich blauschimmerndes Wasser befand, das den Grund des flachen Sees eben noch bedeckte.

Über dem See wölbte sich eine Kuppel von strahlender Klarheit, als wäre das Gewölbe dort oben durchsichtig und ein wunderbar leuchtender Himmel dehne sich dahinter aus.

Mitten im See funkelte ein winziges, helles Licht.

Mahay hielt den Atem an.

Er spürte eine große Ruhe, eine wundervolle Atmosphäre umgab ihn, er hörte leise, singende Stimmen und sphärenhafte Töne, die sein Innerstes frohlocken ließen.

Er fühlte sich in der Nähe dieses fast versiegten Sees so glücklich, so wohl, wie er es nie in seinem Leben zuvor gewesen war.

Die Schmerzen waren plötzlich verschwunden.

Noch bis eben peinigten sie ihn.

Irritiert fuhr er zusammen und tastete nach der Brustwunde, nach der Hüftwunde.

Er meinte zu träumen.

Die Verkrustungen existierten nicht mehr! Narbenfrei waren die Wunden verheilt!

*

Sein Herz schlug heftiger.

Irgend etwas zog ihn hinein in den See. Er widerstand dem Drängen – noch…

Ein Verdacht stieg in ihm auf, als er sich so in der Runde umblickte. Sein Blick blieb hängen an den Schuhen und Kleidern, an den abgeschnallten Schwertern, den Helmen und Kettenhemden.

Er begriff.

Schon viele waren gekommen – hierher in dieses Gewölbe. Gewölbe? Das war wohl nicht der richtige Ausdruck.

Dies war ein Tempel, und mit der Zeit erst war dieser Tempel zu einem Gewölbe geworden.

Als Fürst Ramdh sich lossagte von dem Eingott, den sie bisher verehrten… Mit der Macht, die durch Tamuur und den Totenkopfmond entstand, wurden gleichzeitig die Einflüsse zurückgedrängt, die von diesem heiligen Ort ausgingen.

Dies war das – magische Zentrum, von dem Aleana gesprochen hatte.

Waren es Fremde gewesen oder Einheimische, die sich erinnerten und etwas gutmachen wollten und die hierher kamen, um ihren Gott anzurufen, mit ihm zu sprechen?

Sie hatten ihre Kleider abgelegt und in diesem heiligen See gebadet. Aber keiner mehr war von hier zurückgekehrt.

Das traf offenbar für die mutigen Antolanier ebenso zu wie für die abenteuerlustigen Männer aus Ullnak, die dem Tagspuk auf den Grund gehen wollten. Und hier stand nicht mal fest, ob sie den Lanzen und Schwertern der Knochenreiter zum Opfer fielen, oder sie in einem finsteren Verlies ihr Leben aushauchten – oder ob sie dieses weißmagische Zentrum fanden und hier blieben.

Hier bleiben!

Auch in ihm wurde der Wunsch wach, und er sah alles hinter sich in einer dunklen Wolke verschwinden.

Vor ihm dagegen wogte das Licht und pulsierte mit den leisen, hellen Stimmen und Klängen, die aus der Kuppel und dem See stiegen.

Hinein in den See… sie alle, die einst kamen, hatten hier ein Bad genommen. Und die es nicht schafften, blieben auf der Strecke, wie das Beispiel des jungen blonden Kriegers zeigte, den er praktisch mumifiziert auf dem Weg hierher fand.

Alle Wege hier unten mündeten in ein Zentrum.

Man konnte es einfach nicht verfehlen. Die Gänge und Säulenhallen, die Gewölbe hätten ein wahres Labyrinth werden sollen – sie waren auf dem Weg dazu.

Nur hier, direkt im Zentrum, hatte diese Veränderung haltgemacht.

Die Einflüsse des Totenkopfmondes, der Menschen, Pflanzen, Tiere und sogar Steine zu Knochen werden ließ – hatten hier nicht wirksam werden können.

Die Übersensibilität Tamuurs, des Magiers, fand hier ihre Erklärung!

Für ihn mußte es unerträglich sein, jenes Reich, das er selbst verflucht hatte, aufzusuchen, solange noch Einflüsse vorhanden waren, die auf jenen Eingott zurückgingen.

Das weißmagische Zentrum existierte wie eh und je, wenn auch

verwaist.

Tamuur mußte verzweifelt einen Weg suchen, diese Einflüsse zu stören oder zu vernichten. Der Totenkopfmond, der auf seine Initiative diese Welt mit seinem krankmachenden Licht übergoß, hatte die letzte Insel nicht beseitigen können.

Auf diese Insel setzte Aleana! Und diese Insel existierte…

Rani Mahay schwindelte förmlich vor den Eindrücken und Erkenntnissen, die er hier in unmittelbarer Nähe des heiligen Sees empfing.

Die Fragen, die er vorhin noch gehabt hatte, waren beantwortet, ohne daß er eine Stimme vernommen hätte, welche ihm eine Antwort darauf gegeben hätte.

Er wußte plötzlich einfach um die Dinge.

Waren es die Stimmen, die Musikklänge, die ihn erfüllten, die etwas in ihm hinterließen?

Schwanden hier in unmittelbarer Nähe des Sees alle Probleme und Sorgen, weil der Blick geschärft wurde – unbeeinflußt von den Dingen, die außerhalb das Bild der Welt bestimmten?

Er konnte es nicht sagen.

Er fühlte sich nur einfach anders.

Und dann ging er in den See.

Ganz bewußt! Er kontrollierte dabei seine Reaktionen ganz genau.

Er wäre noch imstand gewesen, der Flut der Gefühle zu entkommen. Sie hielten ihn nicht fest. Er war frei in seinem Denken. Aber er wollte es einfach wissen.

Die Mulde fiel sacht ab. Nach wenigen Metern erst begann der Flüssigkeitsspiegel. Er trat mit beiden Füßen hinein.

Das Wasser benetzte seine Haut. Der Wasserspiegel reichte nicht höher als bis an seine Knöchel.

Viele waren schon gekommen… waren diesen Weg gegangen.

Niemand sagte es ihm. Er wußte es einfach.

In ferner Vergangenheit war dieser Tempel eingerichtet worden, als Wunder und Merkwürdigkeiten an diesem Ort passierten. Die Menschen hier in Antolanien brachten es mit dem Wasser in Verbindung.

Von ihm gingen heilende Kräfte aus, die den Körper und die Seele betrafen.

Ein Gott hatte sich offenbart.

Es gab nur einen einzigen. In vielerlei Form und Gestalt stellte er sich den Völkern dar. Er hatte das Universum geschaffen, er war das Leben selbst, er hatte die Gesetze gebracht.

Die durften nicht übertreten werden.

Aber der menschliche Geist, die menschliche Seele war nie zufrieden mit dem Erreichten und strebte nach Höherem… nach den

Dingen, die im Grund genommen an die letzten Geheimnisse rührten, Geheimnisse des Göttlichen…

Und so wurden die Antigötter zu Hilfe gerufen.

Immer war es das gleiche.

Einst auf Xantilon… einst auf Atlantis… auf dem sagenhaften Kontinent Mu… es war so auf der Erde und den Planeten, deren Namen niemand kannte… und die Bilder ähnelten sich in den Dimensionen… sowohl in denen, die den Menschen zugänglich geworden waren wie in jenen, wo sich lieben entwickelt hatte, das in seiner phantastischsten Form und Gestalt von menschlichen Augen nie erblickt worden war.

Das Wasser war von einer angenehmen, erfrischenden Kühle. Prickelnde Frische stieg von seinen Füßen her auf, schien von seinen Gefäßen aufgenommen und in seinem ganzen Körper mit dem Blutstrom verteilt zu werden.

Zeit und Raum schienen jede Bedeutung für ihn verloren zu haben.

Er hatte das Gefühl, von zahllosen Gestalten begleitet zu werden, obwohl er niemand sah.

Alle Sinne waren aufs äußerste gespannt, so näherte er sich dem Mittelpunkt des Sees. Auch hier war das Wasser kaum tiefer.

In der Mitte schillerte und glänzte etwas, daß man meinte, das Licht einer Sonne würde sich in einem Brillanten von absoluter Reinheit spiegeln.

Mahay beschleunigte seine Schritte.

Die Nähe gestaltloser Begleiter blieb fühlbar.

Er wollte gern mit ihnen sprechen und sich ihnen anvertrauen… aber da war eine Barriere. Sie hatten diese Barriere einst überschritten. Aber nicht er.

Der Tod oder so etwas Ähnliches trennte sie voneinander.

Er lebte, atmete und wollte etwas erreichen… auch die anderen, die vor längerer oder kurzer Zeit erst hierhergekommen waren, hatten möglicherweise im Sinn gehabt, den Aufstand gegen Tamuur zu wagen. Die Knochenmenschen von Antolanien hatten noch immer eine Chance, durch das Medaillon!

Hier, in diesem See – das Glitzern und Leuchten… das Medaillon? Verbreitete es diesen außergewöhnlichen Glanz?

Er begann plötzlich zu rennen.

Wenn es so war, wie er vermutete, wie er glaubte, zu fühlen – dann war er am Ziel seiner Wünsche!

Freiheit für Antolanien, ein neuer Anfang für Fürst Skelettus und sein Volk! Freiheit auch für ihn und damit endgültig Rückkehr in die Welt, aus der er kam, in die er gehörte?

Erregung packte ihn. Wilde Entschlossenheit und Hoffnung ließen eine Flut von Gefühlen in ihm erwachen, die ihn mit unsagbarem

Glück erfüllten.

Er erreichte den Mittelpunkt des heiligen Sees und schloß die Augen, weil er das Glitzern und Blenden nicht länger ertragen konnte.

Von diesem Glitzern und Blenden gingen die Gefühle und Einflüsse aus, die Stimmen und Klänge.

Und als er hier war, wäre er am liebsten geblieben, hätte er am liebsten vergessen, was hinter ihm lag, was ihn erwartete… was er sich vorgenommen hatte.

Sich einfach gehenlassen, mitschweben mit diesen Stimmen, den Farben, den Bildern, die in dem Licht auftauchten und ihn im Rhythmus der Musik mitzureißen drohten.

Er fühlte sich unsagbar leicht.

Da begann er sich zu fragen, ob es eigentlich wirklich einen Sinn hatte, etwas einzusetzen. Warum nicht hier bleiben?

Zu seinem Erschrecken mußte er feststellen, daß diese Überlegung eine Kettenreaktion geistiger, seelischer und auch körperliche Konsequenzen auslöste.

Diese Leichtigkeit kam nicht mehr von außen her – sie ereignete sich in seinem Innern! Sein Körper war wie eine Feder. Er sah nur noch die unmittelbare Umgebung des Sees. Rundum herrschte Dunkelheit – vor ihm aber tat sich eine Öffnung auf wie in eine andere Welt. Ein Elysium! Blumen unbekannter Farbe voll von herrlichen Blüten und betäubendem Duft… Landschaften von betörender Schönheit zogen an ihm vorbei – und die Schatten, die ihn die ganze Zeit begleitet hatten, nahmen deutlichere Umrisse an.

Diese Leichtigkeit seines Körpers war wie ein Schweben, ein Hineingleiten in diese Welt zu den anderen… er verlor seine Körperhaftigkeit!

›Mach’ dich auf die Suche nach dem Medaillon… Ich weiß nicht, wo es sich befindet – oder wer es in seinem Besitz hat… Wenn es dir gelingt, es herbeizuschaffen, werden wir eine starke Waffe gegen Tamuur den Schrecklichen haben!‹ Er meinte die Stimme Aleanas aus Ullnak zu hören.

Der Gedanke an das, was sie ihm eingeschärft, worum sie ihn gebeten hatte, schien ihn wieder in die Wirklichkeit zurückzureißen.

Er wollte nicht eingehen in diese paradiesischen Gefilde, die ein Gott den Treuen bereitet hatte, die da voller Schmerzen, Not und Pein waren…

Es gab keinen Grund für ihn, zu sterben… denn dieser Übergang war gleichbedeutend mit einer Art von Tod.

Vergebens würde Skelettus’ Hoffnung sein… nach der werwölfischen Nacht würde er voller Verzweiflung in der Halle der Brunnen herumgeistern, auf Erlösung wartend, die er sich selbst niemals bringen konnte.

Da wehrte er sich gegen das Schweben, gegen die Leichtigkeit, gegen den Übergang… und er war sofort wieder Herr seiner Sinne und fühlte festen Boden unter den Füßen.

Er griff mitten hinein in das Glitzern und fühlte das kühle Etwas, das er sofort umschloß.

In dem Augenblick aber, als seine Finger das Objekt zu fassen bekamen, überflutete ihn eine Woge von Eindrücken in einer Stärke, daß er meinte, dieser Wucht nicht mehr gewachsen zu sein.

Er hatte einen Gott bestohlen!

*

Eben noch vom Triumph – jetzt von Todesangst beherrscht, etwas verkehrt gemacht zu haben.

Plötzlich befielen ihn Zweifel. Und wohin führte sie?

Woher wußte er, daß Aleana sich nicht irrte?

Vielleicht war es grundverkehrt, was er da tat?

Wurde er möglicherweise als ein Handwerkszeug benutzt, weil ein anderer nicht dazu imstande war, hier eine letzte Entscheidung herbeizuführen? War alles ein abgekartetes Spiel zwischen Aleana und Tamuur?

Die verrücktesten Gedanken kamen ihm in diesen Sekunden.

»Nein! Nein! Nein!« schrie es in ihm. »Du irrst. So ist es nicht! Vergiß die Einflüsse des Totenkopfmondes nicht! Sie sind schon wirksam, auch hier… Denk an das Gewölbe… das einst ein Tempel war… die Materie wird verändert. Die Umwandlung greift auch nach diesem heiligen Ort… aber es ist bis jetzt nicht gelungen.«

Es war seine eigene Stimme, die er hörte.

Und es schien, als sollte dieser Gefühlsausbruch der letzte und entscheidendste sein.

Jetzt hielt er das Medaillon in Händen – und das Leuchten war immer noch an der gleichen Stelle, genau in der Mitte des heiligen Sees.

Rani verharrte in der Bewegung und wurde sich seiner Körperhaftigkeit und seiner Umgebung voll bewußt. Und da sah er sie dreidimensional und klar wieder ohne die Eindrücke seiner jenseitigen Welt, in welche die anderen, die hierher kamen, eingegangen waren.

Plötzlich wurde ihm etwas Neues bewußt.

Die anderen hatten gar nicht die Absicht gehabt, das Medaillon zu holen! Sie waren gekommen, weil sie von dem Ort wußten, der sie befreite aus dem Joch, das Tamuur oder Molochos oder beide ihnen auferlegt hatten.

Er konnte den See verlassen. Niemand hielt ihn zurück, nichts war verändert – aber erst als er außerhalb des niedrigen Sees war, wagte

er es, die Hand zu öffnen und einen Blick auf den eroberten Gegenstand zu werfen.

Das Medaillon sah aus wie eine Emaillearbeit.

Es war oval und zeigte ein männliches Konterfei – ein gutgeschnittenes, markantes Gesicht.

»Björn!« entrann es den Lippen Rani Mahays wie ein Hauch.

*

Staub hüllte sie ein, und sie mußten husten.

Bilder stürzten von den Wänden. Das Innere der Suite glich einem Schlachtfeld.

Die Wände rissen auf, die Vorhänge zerfetzten, die beiden Frauen schrien wie von Sinnen.

Noch ehe Anka und Tina die Tür erreichten, wurde die schon aufgerissen. Von außen.

Die beiden Detektive, die Tina Marino engagiert hatte, stürmten herein, von den panischen Entsetzensschreien angelockt.

Tina und Anka liefen den beiden Männern direkt in die Arme.

»Was ist denn los?« fragte der breitschultrige Detektiv.

»Laßt uns ’raus, schnell!« stieß Tina Marino hervor. »Seht ihr denn nicht, daß uns sonst die Decke auf den Kopf fällt?«

Die beiden Detektive blickten sich verständnislos an.

Sie hatten geglaubt, Tina Marino zu Hilfe eilen zu müssen, weil sie möglicherweise durch die fremde Besucherin in Gefahr geraten war.

Statt dessen rannten beide wie von Furien gehetzt nach draußen, als herrsche im Innern des Luxusappartements das Grauen.

Thorwald Belman riß Anka an sich. Tina Marino lag sekundenlang in den Armen des breitschultrigen Bewachers und atmete schnell. Ihre Blicke gingen verständnislos in die Runde, und sie konnte nicht fassen, daß diese Männer so ruhig blieben.

»Was ist denn passiert?« hörte sie wie aus weiter Ferne die Stimme des Begleiters ihrer neuen Freundin.

»Das Zimmer… die Decke… die Wände… Thorwald, sie wankten plötzlich, der Verputz bröckelte ab, Bilder fielen von den Wänden, Möbel kippten um…«

Der Norweger starrte verständnislos über Ankas Schultern hinweg, die sich in einer plötzlichen Gefühlsanwandlung umdrehte und in das Luxusappartement zurückblickte.

»Aber ich… Tina, wir…« Zu mehr war sie nicht fähig.

Es gab überhaupt keinen Grund zur Aufregung.

Das Zimmer war unverändert. Da standen die Möbel an Ort und Stelle, nicht ein einziges Bild lag am Boden, die Vorhänge waren nicht zerfetzt, und der Verputz löste sich nicht in großen Brocken von Decke und Wänden…

*

Tinas und Ankas Blicke trafen sich in stummem Verstehen.

»Wahnsinn ist wohl nicht ansteckend, wenn man davon ausgehen würde, daß ich möglicherweise irrsinnig sein könnte«, bemerkte Anka leise, sich aus Thorwalds Armen lösend.

Wie in Trance gingen die beiden Frauen ins Zimmer zurück.

»Ich habe gesehen, was du gesehen hast, habe erlebt und erlitten, was dir widerfahren ist«, murmelte die Italo-Amerikanerin. »Diesmal war es anders, als es sonst bei dir aufgetreten ist, nicht wahr?«

Anka nickte bleich und fuhr sich mit der Hand durch das seidige Haar. »Bisher war es Wirklichkeit – diesmal hat man mich – hat man uns – «, verbesserte sie sich, »mit Trugbildern genarrt.« Sie lachte leise und schüttelte den Kopf. »Auch der Nachtwächter, der aus einem Bild in meiner Wohnung stieg, war ein Trugbild und wurde nur von mir gesehen. Wirklichkeit aber war der umstürzende Wagen mit dem Geschirr, und der abbrechende Balkon wie der umstürzende Baum im Garten der Heilanstalt. Ich beginne zu verstehen, wie dieses Spiel geplant ist, Tina.« Sie blickte sich in der Runde um. Die Welt war wieder friedlich.

Tina Marino nickte und nahm ihr die Antwort vorweg. »Verwirrung soll uns zermürben. In dem Moment, da wir nicht mehr erkennen, was Wirklichkeit, was Wahn ist, kann uns das Ende überraschen. Wir werden entweder in einer Irrenanstalt landen oder – im Jenseits. Das Ganze aber geschieht nicht ohne Sinn. Wir müssen hinter die Dinge kommen, ehe es zu spät ist. – Vielleicht ist James Donelly die Station, die wir als nächstes untersuchen sollten, Anka.«

*

Der Mann in der anderen Dimension gab sich einen Ruck.

Er begriff die Zusammenhänge nicht, und es hatte keinen Sinn, weiter darüber nachzudenken. Wenn er die Hintergründe nicht kannte, war es ausgeschlossen, eine logische Schlußfolgerung zu ziehen.

Er warf einen letzten, intensiven Blick auf das Bild.

Diese Augen, die kühne, gerade Nase, das energische Kinn… das alles war Hellmark, wie er leibte und lebte.

Ein wenig verfremdet war die Frisur. Die Haare waren knapp schulterlang. Hellmark erinnerte an einen schönen Barbar…

Und da durchfuhr es Mahay siedendheiß. Er war einer der wenigen, die Björn Hellmarks Geheimnis kannten.

Hellmark war in einer früheren Identität Kaphoon gewesen. Ein namenloser Barbar, der ›Sohn des Toten Gottes‹, wie man ihn

rätselhafterweise auch bezeichnete, war einst durch ein Land der Vergangenheit gezogen, begleitet von einem stolzen Roß und bewaffnet mit einem Schwert, das man das ›Schwert des toten Gottes‹ nannte. Dieses Schwert war in einem magischen Feuer geschmiedet worden, und wenn Dämonen und böse Geister mit ihm in Berührung kamen, dann zeigte es seine vernichtende Macht.

Das alles wußte Rani Mahay, und die Kette der logischen Gedanken, die er nun knüpfte, paßte einfach.

Dieses Bild – zeigte Björn Hellmark in seiner Gestalt als Kaphoon.

Dieses Bild aber war schon viele Jahrtausende alt…

*

Er ließ den See hinter sich und passierte die bienenstockähnlichen Häuser, von denen er während seines Aufenthalts im See erfahren hatte, daß es sich um eine Art ›Meditationsplatz‹ handelte.

Hierher waren die Gläubigen einst gekommen, um zu beten und um stumme Zwiesprache mit einem geistigen Wesen zu halten.

Das alles war Vergangenheit.

Die Tempel waren verwaist. Die heilige Atmosphäre war gestört und vielleicht war das Abnehmen des weißmagischen Wassers im See ein Zeichen für die Abnahme der Freiheit dieser Welt. Immer mehr war es zurückgewichen…

Das rötliche Licht aus den Lavatümpeln begleitete ihn.

Jetzt bei der Rückkehr hatte er eine ganz andere Einstellung zu dieser phantastisch anmutenden und gleichzeitig unheimlich wirkenden Umgebung gefunden.

Hier unten zeichnete sich die Entwicklung ab, die diese Welt durch menschliche Schwäche, durch Versagen, Gier, Egoismus und auch die Verlockungen falscher Propheten durchgemacht hatte.

Wie ein fauliger Fraß arbeitete sich das Unheil voran und veränderte hier unten die Welt, die Materie.

Der Aufbruch der Lavaseen zeigte ein frühes Stadium. Noch verhielten die unterirdischen Kräfte sich, noch konnten sie nicht ausbrechen. Etwas hinderte sie daran. Die unheilbringenden Geister, die die Elemente in den Griff bekommen hatten, waren wie gelähmt. Aber sie lagen auf der Lauer…

Warteten sie das Versiegen des heiligen Wassers in dem weißmagischen Zentrum ab, in der Gedanken sich geläutert und stumme Zwiegespräche stattgefunden hatten?

In der undurchsichtigen Atmosphäre vor sich erblickte er die spiralförmige Treppe.

Mahay bewegte sich kraftvoll und federnd. Der Aufenthalt in Seenähe und im Wasser selbst hatten sich ausgesprochen wohltuend

auf seine seelische und körperliche Verfassung ausgewirkt. Er hatte das Gefühl, Bäume ausreißen zu können.

Beschwingt eilte er der Treppe entgegen, als ein Geräusch ihn in der Bewegung erstarren ließ. Es hörte sich an, als ob eine massive Tür irgendwo in der Dunkelheit hinter ihm leise ins Schloß gedrückt würde!

Sofort war sein Mißtrauen wieder da.

Jemand hatte ihn die ganze Zeit über beobachtet…

*

Wer befand sich außer ihm noch hier unten?

Warum hatte derjenige – wer immer es auch sein mochte – sich ihm nicht zu erkennen gegeben?

Aus Furcht?

Mahay hielt den Atem an und starrte in die zwielichtige Dämmerung.

Dann setzte er sich in Bewegung.

Diesmal hielt er sich linker Hand. Er näherte sich den ersten Stützsäulen und passierte einen Bogengang. Mahays Augen befanden sich in ständiger Bewegung.

Er verharrte mehr als einmal im Schritt, um zu lauschen. Er hoffte, daß das Geräusch noch mal auftreten würde, doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

So ging er weiter in die zwielichtige, dumpfe Höhle und hielt die Richtung bei, aus der er meinte, das Geräusch vernommen zu haben.

Und dann stieß er an eine Wand, in der sich eine schwere, massive Holztür befand.

Ranis Augen verengten sich.

Er hatte sich also nicht getäuscht.

Wer oder was hatte diese Tür benutzt? Wohin führte sie?

In diesem Teil der Höhle herrschte überwachsene Oberfläche fühlte sich feucht an.

In diesem Teil der Höhle herrschte eine ganz andere Atmosphäre, und Mahay mußte zu seiner Überraschung feststellen, daß das Felsgestein hier fahl und glatt aussah. Es wandelte sich langsam in eine knochenartige Substanz um!

Unmittelbar um die Tür war dieser Vorgang bereits abgeschlossen.

Mahays Lippen bildeten einen schmalen Strich.

Er legte vorsichtig die Hand an die Klinke und drückte sie herab, während die andere Hand das Schwert umfaßt hielt, bereit, es einzusetzen, wenn er gefordert wurde.

Die Tür ließ sich öffnen.

Sie quietschte leise in den Angeln.

Das war genau das Geräusch, das er vernommen hatte.

Der Koloß aus Bhutan nahm Stellung neben der Tür und stieß sie dann mit einem Ruck auf.

Nichts geschah…

Dann schob Mahay sich erst vorsichtig nach vorn.

Modrige Luft schlug ihm entgegen. Ein finsterer Gang lag vor ihm.

Der tunnelartige Schlauch dahinter hatte etwa die Breite der Tür.

Ausgetretene Stufen führten winklig und verkantet in eine unbekannte Düsternis.

Trop… trop… trop…, machte es irgendwo rhythmisch. – Wasser tropfte.

Rani Mahay trat vorsichtig einen weiteren Schritt vor. Bis seine Augen sich an die Dunkelheit in dem Schlauch vor ihm gewöhnt hatten, rührte er sich nicht mehr von der Stelle.

Dann erst erkannte er auch die bizarren Bögen, die sich über den einzelnen Treppenabsätzen spannten.

Immer vier, höchstens fünf Stufen bildeten eine Einheit. Dann kam ein Absatz, der seitlich wegknickte und unter einem neuen Bogen in einen Tunnelgang führte. In der Ferne vor ihm zeichnete sich die verwinkelte Richtung ab. Die Treppen und Bogen führten eine Zeitlang im Zickzack und mündeten dann wieder in die Gerade.

»Hallo?« rief Rani, und sein Ruf pflanzte sich echoartig fort. »Ist da jemand?«

›Jee-mand – jee – maaand – ‹, hallte es zurück, und es hörte sich an, als ob man seine Worte spöttisch nachäffe.

Mahay gab sich einen Ruck.

Der Inder lief die ersten Stufen, passierte den ersten Bogen und nahm die nächsten Stufen.

Die Wände zu beiden Seiten des seltsamen Treppenschachts schimmerten fahl wie geschliffenes Elfenbein, wie bearbeitete Knochen.

Der nächste Absatz!

Rani lief schnell. Die Stufen führten weniger steil nach oben als die Spiraltreppe, die er anfangs benutzte.

Er hatte das Gefühl, durch einen versteinerten Schlund zu gehen. Die Bögen über ihm erinnerten ihn an einen Rachen.

Im Zick-Zack lief er von einer Plattform auf die andere und tauchte tief ein in den aufwärts führenden Stollen, in dem ein fahles Knochenlicht schimmerte.

Immer achtete er auf irgendwelche Nischen und Vorsprünge, um einem eventuellen Gegner nicht unvermutet und direkt in die Arme zu laufen…

Nichts geschah! Die Stille war unheimlich, zumal er fühlte, daß er beobachtet wurde… aber er konnte sich den Beobachter nicht

erklären.

Dann erreichte er eine Plattform, die eindeutig das Ende der Treppe darstellte.

Eine Knochentür!

Hier gab es kein Holz mehr und keine Steine.

Befand er sich schon so hoch, daß dies zum Herrschaftsbereich der Knochenburg gehörte, zum Einflußbereich des Totenkopfmondes?

Die Tür ließ sich aufstoßen.

Sie mündete in eine braun-oliv schimmernde Höhle.

Genau der Tür gegenüber stand ein steinerner Thron, auf dem ein Skelett hockte, das ihm aus leeren Augen entgegensah.

Das Skelett trug ein morsches, helles Gewand, das bis zu den Knöcheln herabreichte. Es regte sich nicht.

Starr und reglos lagen die Hände auf den Seitenlehnen.

Zum Thron empor führten mehrere kantige, ausgetretene Stufen. Fahl wie Knochen.

Unheimliche Stille nahm ihn gefangen.

Was war das für eine Halle, in der diese unbekannte Gestalt auf einem unbekannten Thron vom Tod überrascht worden war?

Rani überschritt die Türschwelle und blickte sich um. In der grau-oliven Dämmerung, die alle Umrisse schluckte, gab es keine Säulen, keine Nischen und Mauervorsprünge. Die große Höhle spannte sich wie ein riesiges Zelt über ihm.

Der Koloß aus Bhutan war risikoreiche Unternehmen gewohnt. Und er war es gewohnt, die Dinge, mit denen er konfrontiert wurde, nicht einfach auf sich beruhen zu lassen.

Er ging dem seltsamen Thron entgegen.

Alles war ruhig.

Mahays Aufmerksamkeit war zum Zerreißen gespannt.

Und wenn jetzt etwas geschah, dann…

Da geschah es!

»Nehmt ihn euch vor!« sagte die dunkle Stimme. »Macht ihn fertig! Er hat das Medaillon! Er darf es nicht zu Skelettus bringen. Es darf nicht zum Aufstand gegen Tamuur kommen – er ist unser Herr, wir haben ihm zu dienen, um selbst einst an der Seite der Mächtigen die Straße der Siegreichen zu wandern!«

*

Was war das?

Mahay Blicke hingen an den knöchernen Lippen. Der Knochenmann auf dem Thron bewegte die fahlen, fleischlosen Kinnladen. Aus seiner Kehle kamen die dunklen, schwirrenden Worte.

Der Knöcherne lebte wie Skelettus, wie alle die anderen hier in

dem magisch verbannten Antolanien.

Und dann ging es Schlag auf Schlag…

Was sich hier abspielte, das hatte nichts mit dem werwölfischen Verhalten der Knöchernen zu tun. Hier kochte jemand seine eigene Suppe!

Um ihn herum wurde es lebendig.

Die fahle Tür knallte zu. Wie ein Pistolenschuß hörte es sich an.

Mehrere bewaffnete Knöcherne, die zum Teil Helme trugen, wie Mahay ihn weiter unten in der Nähe des weißmagischen Zentrums gefunden hatte, stürzten sich schwerterschwingend auf ihn.

Mahay mußte sich verteidigen.

Sie fielen über ihn her und trugen alle die hellen, dünnen Gewänder, die zum Teil so fadenscheinig waren, daß die Knochenleiber durchschimmerten.

Schwerter klirrten. Mahay schlug zu. Hart und unerbittlich.

Gegner stürzten, von seinen Hieben getroffen.

Die Schneide seiner Waffe ließ Knochen splittern und vernichtete drei, vier Angreifer in wenigen Minuten.

Während er sich einen weiteren Gegner vom Hals schaffte, kreisten seine Gedanken wie ein Karussell in seinem Kopf.

Bisher hatte er geglaubt, diesem Volk einen Gefallen zu tun.

Skelettus und seine Berater waren angetan von der Vorstellung, den Aufstand gegen Tamuur in die Wege zu leiten. Es bedurfte nur noch eines entsprechenden Anstoßes, der jetzt mit dem rätselhaften Medaillon möglich sein sollte.

Aber da gab es innerhalb Antolanien Gegenkräfte, die diesen Aufstand nicht wollten!

Antolanier selbst! Sie arbeiteten gegen ihren Fürsten, gegen die eigene Freiheit. Eine verblendete Gruppe arbeitete mit Tamuur zusammen.

Die Erkenntnis traf Mahay wie ein Blitz.

Hier wirkte eine Sekte.

Die fahlen Knochenplatten, der knöcherne Thron – die Nähe des weißmagischen Zentrums…

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Hier vom Innern aus wurde die Welt Antolanien systematisch von gegnerischen Kräften weiter beeinflußt.

»Er darf nicht entkommen!« kreischte der Knöcherne auf dem Thron. »Vernichtet ihn, vernichtet das Medaillon!«

Mahay sah sich von vier weiteren Gegnern umzingelt.

Krachend schlugen die breiten Schwerter aneinander.

Da stürzte der Inder.

Ein Schwert sauste auf ihn herab.

Geistesgegenwärtig rollte Rani sich herum. Keine Sekunde zu früh.

Klirrend krachte das Schwert auf den Boden. Der Schlag war mit solcher Wucht geführt worden, daß es ihm prompt den Rumpf durchtrennt hätte.

Das Schwert brach in der Mitte entzwei.

Der es geführt hatte, warf sich nach vorn und wollte sich auf den Inder stürzen.

Mahay wirbelte herum. Seine Beine schlugen wie Dreschflegel die knöchernen Beine seines Gegners um. Der fiel und knallte auf den Boden, daß sämtliche Knochen klapperten. Er griff nicht minder geistesgegenwärtig nach dem Schwert eines Gefallenen, um es Mahay von unten her in den Leib zu rammen.

Da stand der Koloß von Bhutan auf seinen Füßen, ließ sein Schwert herabsausen und traf voll den Gegner, der ihm unbarmherzig und gnadenlos den Garaus hatte machen wollen.

Hier gab es nur eines: kämpfen und überleben.

Der Inder war in eine Falle gelaufen. Er hatte sich benommen wie ein Anfänger.

Wie genau hatte man seine Reaktionen abgeschätzt!

Der Knöcherne auf dem Thron, offensichtlich der Führer einer Truppe von Verblendeten, von denen ein Teil sich hier in diesem Versteck befand, schien genau Bescheid zu wissen.

Er wollte das Medaillon.

Sie fürchteten es nicht, es irritierte sie nicht.

Sie hatten es nur nicht selbst holen können.

So weit wiederum waren sie noch nicht gewesen, daß sie es hätten ermöglichen können, in das weißmagische Zentrum einzudringen.

Wenn die Mächte der Finsternis weiter erstarkten, dann gab es keine Hoffnung mehr für Antolanien.

Wenn sie das Medaillon eroberten, bedeutete dies das Ende einer Welt, die ihre Chance verpaßt hatte.

Mahays Blick ging kurz zum Gürtel, wo er das Medaillon rasch hingesteckt hatte, und gerade in diesem Moment, als er eine heftige Abwehrbewegung machen mußte, rutschte es tiefer.

Er griff noch danach und wollte es festhalten.

Aber er erreichte es nicht mehr.

Es fiel auf den Boden – und es klirrte beim Aufschlag wie Glas, das zersplitterte.

Und es zersplitterte auch etwas.

Die Emailleschicht, die Kaphoons Konterfei zeigte, löste sich in einem Stück, rollte über den Boden und fiel auf die andere Seite.

Unter dem Bild wurde eine mattsilberne Fläche frei, in der sieben kleine rote Punkte eingelassen waren, die in einer besonderen Konstellation zueinander standen.

Diese Konstellation erinnerte ihn sofort an etwas.

An die – sieben Augen des Schwarzen Manja!

*

Nur den Bruchteil einer Sekunde hatte er Zeit, diesen Eindruck in sich aufzunehmen.

Das Kampfgeschehen forderte ihn ganz.

Er schlug sich wie nie zuvor in seinem Leben.

Er sah, wie der Geheimnisvolle auf dem Thron aufsprang, als Mahay den Stufen zu diesem Thron immer näher kam.

Der Inder kämpfte um sein Leben, und die Hoffnung, daß er seine Rückkehr in der Hand hatte durch den Fund des Medaillons, schien seinen Körper mit Kräften zu erfüllen, die er sonst nicht imstande gewesen wäre zu mobilisieren.

Der Führer dieser abtrünnigen Gruppe wich langsam um den Thron herum.

Aus den Augenwinkeln nahm Rani Mahay diese Bewegung wahr, dessen Augen in diesen alles entscheidenden Sekunden überall zu sein schienen.

Er sprang auf die Stufen zu und nahm jeweils zwei Treppen.

Sein Ziel war der Knochige, der seinen Tod und die Erbeutung des Amulettes gefordert hatte.

Der lief los. Und erst jetzt war in der olivbraunen Dämmerung zu sehen, daß hinter dem Thron ein Tunnel sich befand, der auf der entgegengesetzten Seite in die Höhle zu den Tempeln und dem weißmagischen Zentrum führte.

Der Führer dieser Sekte jagte die schmalen Stufen empor und verschwand in dem sich windenden Korridor.

Mahay sah, daß auch jetzt die anderen flohen, nachdem es ihm gelungen war, den neunten Gegner unschädlich zu machen.

Zwischen Gerippen und abgeschlagenen Totenschädeln stand er minutenlang vornübergebeugt, nach Atem ringend und sich auf sein Schwert stützend. Lange wäre er dieser Belastung nicht mehr gewachsen gewesen.

Seine Knie zitterten ihm.

Dann sank er langsam in die Hocke.

Er griff nach dem gespaltenen Amulett und stellte fest, daß das Konterfei Hellmarks alias Kaphoons wie ein Deckel war, der die sieben Miniaturausgaben der Manja-Augen verdeckt hatte.

Auch die Innenseite des Deckels enthielt ein Bild, das mit nachtblauer schimmernder Emaille grundiert war. Auf diesem nachtblauen Hintergrund sah man zwei Hände – eine weiße und eine rötlich-braune – die einander entgegenstreckten. Zwischen diesen beiden Händen befand sich ein helles Strahlenfeld, das Mahay an eine

Aura erinnerte.

Er steckte den Deckel mit Kaphoons Konterfei wieder auf und hielt das Amulett fest in der Hand. Er ließ einige Minuten verstreichen, ehe er sich erhob und diesen Knochenfriedhof verließ.

Er benutzte den Weg, den auch der geheimnisvolle Intrigant benutzt hatte.

Seine Vermutung wurde schließlich zum Beweis.

Der zweite Treppenkorridor mündete in steiler Höhe auf der entgegengesetzten Seite der Knochenburg. Er kam in einem triste aussehenden Garten an.

Der Morgen graute. Von dem Licht des Totenkopfmondes war nichts mehr zu sehen. Zu sehen war auch nichts mehr von dem Flüchtling und seinen Anhängern. Ihr Ziel war das Innere der Knochenburg gewesen. Und hier gab es tausend Korridore, Gänge und Räume, in denen sie sich verbergen konnten.

Rani Mahay hatte das Gefühl, durch eine verlassene, menschenleere Welt zu taumeln.

Er suchte auf dem schnellsten Weg die Halle der Brunnen auf. Niemand begegnete ihm.

Wie erwartet fand er Fürst Skelettus an einem der größten Brunnen in einer Art Erschöpfungsschlaf liegen.

»Die Nacht des Totenkopfmondes ist vorbei, Fürst«, murmelte der Inder mit rauher Stimme. »Vorbei ist die Suche nach dem Medaillon, von dem niemand mehr wußte – angeblich wußte –, daß es überhaupt existierte.«

»Mann, der du dich Rani Mahay… nennst…«, murmelte der Herr der Knochenburg. Dumpf und schwirrend war seine Stimme, und sie erinnerte den Inder an diejenige, die ihn erst kürzlich angesprochen hatte. An die Stimme dessen, der den Thron in der geheimen Höhle innehatte. Aber nein, da täuschte er sich sicher. Skelettus' Stimme wurde jetzt, da er zu sich kam, dunkler, voller. »Du hast… es also geschafft? Es ist gut, daß du lebst.«

Rani nickte. Er hielt Skelettus das Amulett hin. »Es wird eine Geschichte haben, einen Hintergrund. Vielleicht erinnerst du dich jetzt daran, da du es siehst. Und vielleicht ist es wichtig, daß du dich erinnerst – für den Kampf gegen den, der eure Schwäche, euren Niedergang ausnutzte. Tamuur, der Scharlachrote. Wir sollten noch diesen Tag ausnutzen, Fürst – keine Minute länger das hinauszögern, was in allen Einzelheiten festliegt: der Angriff auf das Zauberreich des Magiers. Der Tag ist günstig… die Helligkeit mag Tamuur nicht. Wir können ihn überraschen, wir müssen ihn überraschen, ehe die Verräter im eigenen Lager ihn warnen.«

Skelettus nickte abwesend. Er schien nur halb gehört zu haben, was Rani eigentlich sagte.

Die dunklen, leeren Augenhöhlen waren nicht auf Mahay, sondern auf das gerichtet, was er da in der Hand hielt.

Dem Totenschädelgesicht war nicht anzusehen, daß Regungen stattfanden.

Die Mimik fehlte.

Aber Skelettus' Stimme sprach Bände.

»Das Amulett… des Vaters…, das Medaillon«, ächzte er ergriffen. »Das Bild des Toten Gottes…«

Er hielt das Amulett in seinen Knochenhänden, klappte die Deckelseite ab und drehte sie dann auf die andere Seite, so daß die sieben Miniatur-Manjaaugen und das Innere des Deckels zu sehen waren. »Die Welt Maghon…«

»Die Welt – Maghon?«

Dieser Begriff fiel zum erstenmal.

Skelettus nickte. »Diese Welt, auf der du dich befindest und auf der Antolanien ein Kontinent wie viele ist… Ullnak… ein Staat von vielen… das ist Maghon… Maghon und Xantilon… der Versuch einer Verbrüderung, wie die beiden Hände es beweisen… der Versuch einer Verbrüderung, die mißlang.«

*

»Warum mißlang sie?« wollte Rani Mahay wissen.

»Ich weiß es nicht, Rani Mahay. Mein Vater hat nie darüber gesprochen – wahrscheinlich wußte auch er es nicht. Zumindest war vor langer Zeit der Versuch gemacht worden. Geheimnisvolle Kräfte, die zu diesem Zeitpunkt schon auf beiden Welten wirksam werden konnten, müssen meiner Meinung nach dafür verantwortlich zu machen sein. Ich habe dieses Medaillon, dieses Amulett aus der Hand meines sterbenden Vaters entgegengenommen. Er hat, bevor er in das Reich der Seligen einging, einen Wunsch geäußert: daß die Verbrüderung zustande kommt, die er nicht schaffen konnte, weil zu viele Gegenkräfte am Werk waren. Diese Gegenkräfte wirkten sich auch in der Zeit meiner Herrschaft aus. Jetzt erkenne ich es klarer als je zuvor.«

»Fürst – irgendwie mußte das Medaillon abhanden gekommen sein. Wie kommt es in das weißmagische Zentrum, wo ich es fand?«

»Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich dunkel an den Beginn der Rituale, der Feiern zur Lossagung von der göttlichen Macht, die uns das Leben gab. Bei einer solchen Gelegenheit muß ich das Medaillon abgegeben haben.«

»Kann es sein, daß es dir weggenommen wurde?«

»Wie kommst du darauf, Rani Mahay?«

»Dann hätte es einen Sinn ergeben. Jemand, der Böses wollte, hätte

es niemals in den heiligen See geworfen. Dort aber wußte derjenige, der das Amulett an sich nahm, daß es nicht verlorengehen konnte. Wer immer es war: er meinte es gut mit Antolanien, gut mit dir, Fürst. Er hatte eine Idee, eine Hoffnung. Er hoffte, daß es eines Tages in den Besitz dessen zurückkommt, dem es wirklich gehört, daß derjenige sich bis dahin möglicherweise gewandelt hätte. Er brachte das Amulett quasi in Sicherheit. – Und im heiligen See des weißmagischen Zentrums war es sicher, Fürst. Tamuur wußte das. Und er konnte es nicht ändern. Die Einflüsse von dort, das ›Gute‹, was noch erhalten war, hielten ihn davor zurück, diese sich nur langsam verändernde Welt im Handstreich zu nehmen. Er hätte dies getan, wenn er es gekonnt hätte.

Von außen her konnte Tamuur nichts anderes tun als abwarten.

Aber hier im Innern hat er Vertraute.«

Nun berichtete Rani von den Dingen im einzelnen, die ihm aufgefallen waren und die ihn mit Sorge erfüllten.

»In das Unternehmen, das wir vorhaben, hat sich ein zusätzlicher und schwerwiegender Unsicherheitsfaktor eingeschlichen, Fürst. Wir müssen damit rechnen, daß Angehörige der Truppe, die wir nach Ullnak führen wollen, im Augenblick des Kampfes gegen uns antreten und wir über bedeutend weniger Helfer verfügen, als wir jetzt noch vermuten. Aber nach Ullnak müssen wir. Das steht fest. Und in Ullnak selbst können wir möglicherweise mit Hilfe von Aufständischen rechnen, die sich in den Städten des von dem Magier beherrschten Reiches verbergen. Dort wartet man auf ein Signal. Hier wiederum – so scheint mir – ist uns eine stille Reserve sicher. Wie weit sie die Abtrünnigen, die wir nicht kennen, aufheben, entzieht sich unserer Kenntnis. Schließlich kennen wir die Zahl der Verräter nicht, die uns begleiten werden und im Sinne Tamuurs und Molochos' handeln. Eine kleine Gruppe von Verschwörern lauerte mir auf. Neun konnte ich töten. Aber außer ihnen – waren noch Beobachter da.«

»Beobachter?« wunderte Skelettus sich.

Mahay nickte. »Ich habe bisher nicht darüber gesprochen. Böse Geister und Dämonen hielten sich in der Nähe des Throns auf. Ich habe sie wahrgenommen wie lautlos flatternde Schatten, wie fledermausähnliche Geschöpfe, die einen bestimmten Radius nicht überschreiten konnten. Entweder hielt sie die Nähe der Ausstrahlung der Einflüsse des weißmagischen Zentrums ab, oder es war das Amulett, das sie störte.«

In dem Gespräch stellte sich heraus, daß Skelettus in der Tat nichts von den Intriganten und erst recht nicht von dem geheimen Versammlungsort wußte, der doch so leicht im Grunde genommen zu erreichen war.

Der Koloß von Bhutan führte ihn hin.

Das oliv-braune Gewölbe wirkte bedrückend und unheimlich auch jetzt, da es von den Akteuren verlassen war. Skelettus faßte die Toten näher ins Auge, die Mahays Schwerthieben erlegen waren.

Der Fürst kannte sie alle beim Namen.

Er hätte auch den Gegenherrscher identifizieren können, der anfing, seine Macht auszubauen, um die Umkehr, zu der Skelettus alias Fürst Ramdh sich entschlossen hatte, zu boykottieren.

Aber der Knochenmann, der den Thron innehatte, war nicht mehr da.

Skelettus war jetzt, im Besitz eines Teils seiner Erinnerung, aufgrund des Amuletts in der Lage, auch das weißmagische Zentrum aufzusuchen.

Nun spürte er nicht mehr den rätselhaften Zwang, diesen Teil der Knochenburg zu meiden.

Im weißmagischen Zentrum blieb Skelettus ehrfürchtig still.

Er umrundete den See, während Mahay in der Nähe eines der bienenstockähnlichen Meditationshäuser blieb.

Dann lief Skelettus in den See. Der Fürst hatte das Amulett an der goldenen Kette befestigt, die sich zwischen den beiden Haltespangen seines farbenfrohen Gewandes befand.

In dem Moment, als seine knöchernen Füße das Wasser berührten, geschah so etwas wie ein Wunder.

Mahay mußte zweimal hinsehen, ehe er begriff, was sich vor seinen Augen ereignete.

Die Knochengestalt – existierte nicht mehr. Skelettus wurde in diesen Sekunden zu Fürst Ramdh. Seine eigene Erscheinung, die er als Spiegelbild in dem stillen Wasser sehen konnte, fesselte ihn. Er sah sich so, wie er einst war: in Fleisch und Blut.

Fürst Ramdh war nach menschlichen Begriffen ein ausgesprochen gut aussehender Mann. Dunkelgetönte Gesichtshaut harmonierte mit dem blauschwarzen, dichten Haar, das willig seinen Kopf bedeckte. Die fast schwarzen Augen blickten traurig und gleichzeitig begreifend.

Ein leises Stöhnen entrann den durchbluteten Lippen dieses Mannes, der sich nach so langer Zeit wieder in seiner wahren, alten Gestalt sehen ließ. Und hier unten war es so feierlich und ergreifend still, daß das leiseste Geräusch zu vernehmen war.

Da begriff Rani auch, wer der Tote aus Fleisch und Blut gewesen war, den er am Fuß der spiraligen Treppe gefunden hatte.

Es war ein Knochenmann gewesen, der bei der Auseinandersetzung mit ihm die Treppe hinabstürzte und sich dabei das Genick brach. Hier unten aber, wo die Einflüsse des Totenkopfmondes abgeblockt wurden, veränderten sich die Körper derer, die sich verlocken ließen und den Irrweg gingen.

Ramdh schien es schwerzufallen, den See zu verlassen. Aber er riß

sich los.

»Ich werde wieder so sein, wenn ich es nur will«, murmelte er, auf Mahay zugehend. »Ich weiß, daß der Weg, den du vor mir erkannt hast, der richtige ist. Es hätte keinen Sinn, alle hierher zu holen, die nach dem Ritual zu Knochengeschöpfen wurden. Nur für kurze Zeit blieben sie so. Der Schlüssel liegt nicht hier in diesem Zentrum – er liegt in Tamuurs Hand. Wir müssen den bitteren Weg des Kampfes gehen. Was leichtfertig verspielt wurde, kann nur durch Kampf wieder verändert werden.«

Er hatte recht. Auf dem Weg zurück in die Knochenburg wurde er wieder zu Skelettus.

*

Der oder die Verräter konnte sich nur im unmittelbaren Freundes- und Beraterkreis des Fürsten aufhalten. Jemand, der Einfluß hatte und genau wußte, was beabsichtigt war, hatte den Anschlag auf Mahays erfolgreiche Rückkehr so perfekt durchführen können.

»Die Offiziere können es sein. Sie sind eingeweiht«, sinnierte Skelettus. »Es sind Hunderte, die in Frage kämen. Meine Berater – an der Spitze Merap oder Berater Rulf oder Dalp? Aber sie sind Freunde, sie wissen wie ich, was auf dem Spiel steht. Ich kann es eigentlich von keinem glauben.«

»Das Vorhaben wird aller Rätselei ein Ende setzen, Fürst. Spätestens hier muß der Verräter Farbe bekennen. Er kann den Angriff auf Tamuur nicht zulassen.«

»Wir werden reiten. Noch in dieser Stunde.«

Alles war vorbereitet. Es brauchten nur die entsprechenden Befehle gegeben zu werden.

Skelettus, mit dem Amulett versehen, gab diese Befehle.

Hunderte von Offizieren waren vorbereitet. Dreißigtausend Reiter, die zur Elite gehörten, warteten auf ihren Einsatz und waren darauf vorbereitet, die Burg des Magiers zu stürmen. Weitere zwanzigtausend sollten gleichzeitig in die Hauptstadt Ullnak einfallen, um eventuellen Widerstand niederzuschlagen und auch Kontakt aufzunehmen zu Widerstandsgruppen, die überall existierten, die aber aus eigener Kraft bisher nichts unternommen hatten.

Fünfzigtausend Mann standen außerdem als Nachhut bereit, sich im flachen Land zu verteilen und hartnäckige Situationen zu meistern, die sich nicht näher einplanen ließen.

Der Kernangriff sollte auf die Magierburg direkt erfolgen. Das Ziel war die Vernichtung Tamuurs.

Sie sollte schnellstmöglich erfolgen. Tamuur durfte keine Gelegenheit finden, seine Truppen zu mobilisieren und vor allem seine

magischen Fähigkeiten einzusetzen.

Rani Mahay hoffte, daß das Überraschungsmoment ganz auf ihrer Seite lag, Tamuur nichts ahnte und auch nicht auf einem Umweg informiert worden war…

*

Seine engsten Vertrauten und Berater ritten eine halbe Pferdelänge hinter ihm.

An der Spitze des ersten Trupps, der die Knochenstadt und die Knochenburg verließ, befanden sich Fürst Skelettus und Rani Mahay.

Der breitschultrige Inder mit der braunen Haut und dem Vollbart wirkte zwischen den Skelettreitern wie ein Fremdkörper.

Die Tore der Stadt öffneten sich.

Mahay erlebte das Gefühl, als würde er mit dem Knochengaul nicht reiten, sondern schweben.

Die Hufe berührten den Untergrund nicht.

Es ging wie durch wabernden Nebel dieser andersdimensionierten Welt.

Ein heimlicher Beobachter der Szene müßte jetzt den Eindruck haben, als würde das Heer der Knochenreiter aus dem Himmel kommen.

Antolanien existierte nicht mehr in der dritten Dimension Maghons.

Skelettus hatte bis zuletzt bezweifelt, ob es überhaupt möglich war, dieses Heer dreidimensional in der Welt Ullnak auftauchen zu lassen oder ob sie alle dort nur wie ein Spuk erscheinen würden.

Mahay hatte als Unveränderter mehr als einen Versuch gemacht und war an die Stelle zurückgekehrt, wo er die Grenze von Ullnak nach Antolanien überschritten hatte. Aus der Ferne hatte er die düstere Burg beobachtet, die Tamuur seinen Vorstellungen entsprechend baulich verändert hatte. Und es war ihm auch nicht der Fortschritt beim Bau des neuen Machtzentrums entgangen. Eine trutzige Burg entstand in unmittelbarer Nähe der alten Ullnakschen Herrschaftsgebäude.

Schon die äußere Gestaltung der Türme und Mauern wirkte so unheimlich und ließ das Unheil, das einst von dort ausgehen würde, förmlich zur Gewißheit werden.

Er hätte Ullnak aufsuchen können, aber er hatte es nie getan.

Seine Mission und die Sicherheit Aleanas aus Ullnak standen dabei auf dem Spiel.

Da konnte er nichts riskieren.

Erst der entscheidende Schritt selbst würde beweisen, ob seine Rechnung aufging oder nicht.

Mit dem Amulett war eine vollkommen neue Situation geschaffen.

Tamuur fürchtete es. Aleana wußte dies. Sie hatte es den geheimen Büchern des Magiers entnommen.

Mit Skelettus an der Spitze jagte er durch die Nebelvorhänge.

Noch war es ein Gleiten, ein Schweben…

Plötzlich ein Ruck – und da hatte das Pferd, das er ritt, mit einem Mal festen Boden unter den Füßen.

Die Hufe trommelten auf den Boden, der erzitterte und dröhnte und Erde spritzte auf.

Und dann war es nicht mehr nur das Trommeln von vier Hufen – es war das Hunderter, Tausender von Pferden, die aus dem Nebel kamen, die die hauchdünne Dimensionswand zerrissen und die steppenartige Ebene erreichten, die ebenfalls zum Land Antolanien gehörte, das jedoch im Ruf stand, Geister zu beherbergen.

Mahay warf den Kopf herum.

»Hoo, haho!« rief er, und ein breites Lachen lag auf seinem Gesicht.

Ein erster Durchbruch, der sich so selbstverständlich ereignete, daß man ihn einfach hinnahm.

Die Knochenreiter, die bisher ihre Dimension nur hatten verlassen können, wenn ein Befehl Tamuurs oder Molochos' sie dazu veranlaßte, jagten über das Land, das sie einst bevölkert und bestellt hatten.

Grasbüschel flogen durch die Luft. Die Knochenpferde mit den Skelettreitern stürmten auf die ferne Burg zu.

Grau und verwaschen war der Tag.

Hier begann Tamuurs Herrschaftsbereich, und Mahay starrte nach vorn. Er suchte mit seinen Blicken die Umgebung der Burg ab, um rechtzeitig dort eine Bewegung zu erkennen.

Er trieb sein Knochenpferd an.

Skelettus brüllte Befehle. Das Heer seiner Reiter verteilte sich, schwärmte aus und bildete eine lang auseinandergezogene Linie, die sich wie eine lebende Mauer der Stadt Ullnak entgegenschob.

Sie kamen rasch näher. Und auf Eile kam es an.

Das würde Erfolg oder Mißerfolg bedeuten.

Und die Tatsache, daß sich bisher da vorn nichts zeigte, bestärkte ihn in seiner Annahme, daß selbst die Abtrünnigen in den Reihen Skelettus, die sich bisher noch nicht zu erkennen gegeben hatten, keine Gelegenheit gehabt hatten, mit Tamuur Kontakt aufzunehmen.

Auch sie kamen nur durch das zurückeroberte Amulett in den Genuß dieser Freiheit – die sie auf Grund ihrer Einstellung und Kurzsichtigkeit jedoch über kurz oder lang aufs Spiel setzen würden.

Die Pferde jagten über die Steppe. Dann kamen die hohen Gräser und Schilfe, die er noch gut in Erinnerung hatte.

Sie hatten ihm den ersten entscheidenden Schutz geboten vor den

Verfolgern aus Tamuurs Burg.

Nun kehrte er dorthin zurück.

Er flog dem düsteren Gemäuer förmlich entgegen.

Es gab keine Wachen, keine Berittenen, die die unmittelbare Umgebung der Ullnak-Burg in irgendeiner Weise beobachtet oder verteidigt hätten.

Das hatte Tamuur nicht nötig.

Er brauchte die Soldaten dieses Volkes, um den Widerstand in allen Teilen der Stadt und den umliegenden Dörfern unter Kontrolle zu halten.

Mit einem Aufstand der Knöchernen rechnete er offenbar nicht.

Oder – war das Ganze eine Falle? Sollten sie sich sicher fühlen, um dann um so grausamer zu erwachen?

Auch das paßte in Tamuurs Denkweise.

Er mußte wieder an das weißmagische Zentrum denken, an die Hinweise, die ihm Skelettus alias Ramdh gegeben hatte, als sie sich allein dort aufhielten.

Die Helme und Kampfkleidung, die dort scheinbar sinnlos zurückgelassen worden waren, stammten von Antolaniern, die es irgendwann in der Vergangenheit schafften, dem magischen Joch dieser Welt zu entkommen und sich zu befreien.

Die Knöchernen, mit denen Mahay in der olivbraunen Halle unter den Totenaugen des Verräters kämpfte, hatten einen Teil dieser Dinge zurückgeholt. Das bewies, daß es unter ihnen schon einige gab, die möglicherweise versucht hatten, das Amulett aus dem See zurückzuholen, um damit Tamuur alle Tore zu öffnen.

Aber jetzt öffneten sich andere Tore.

Rani Mahay konnte es nicht fassen.

Türme standen offen, Haupttore schwangen zurück.

Auf einem vorspringenden Turm erblickte er eine helle Gestalt.

»Aleana?« entfuhr es ihm.

Die Burg stand offen – Tamuur ahnte nichts davon?

Es war möglich.

Der lange Aufenthalt in der Gefangenschaft des Scharlachroten hatte Mahay gezeigt, daß Tamuur, der Magier, über furchtbare Kräfte verfügte, die jedoch in der Hauptsache nach Einbruch der Dunkelheit ausübbar waren. Bei Tag tauchte der Scharlachrote nicht auf, bei Tag überließ er der Frau, von der er hoffte, daß sie den Thron der Macht mit ihm teilte, die Burg.

Aleana mußte es gelungen sein, das Vertrauen des Scharlachroten weiter zu erringen. Der mußte noch völlig ahnungslos sein.

Aber ahnungslos blieben jetzt die Wachen und Soldaten nicht mehr, die von ihr dazu veranlaßt worden waren, die Tore zu öffnen.

Nun begriffen sie, daß hier etwas auf sie zukam, was nicht in das

normale Bild der Zauberburg paßte.

Angriff! Das bedeutete Kampf…

Und diese Stunde der Entscheidung war die große Stunde der tapferen Fürstentochter Aleana.

*

Die schöne Frau stand bleich und mit wehenden Haaren auf der obersten Stufe der breiten Treppe, die in die Halle führte, welche direkt auf den mittleren Innenhof der Zauberburg mündete.

»Freunde!« rief sie lautstark und machte damit jene kampfbesessenen Männer mobil, die aus Ullnak stammten und unter dem Befehl Tamuurs standen. »Dies ist die Stunde, auf die wir gewartet haben! Öffnet alle Tore, richtet eure Lanzen und Schwerter, richtet Pfeil und Bogen nicht gegen die, welche da kommen, Tamuur zu stürzen. Auch wir wollen Tamuur stürzen und nicht mehr länger unter seinem Joch leben. Das ist kein Leben – das ist die Hölle. Aber wir erleben erst ihren Anfang. Es wird schlimmer werden, wenn Tamuur seinen Herrschaftsbereich weiter ausdehnen kann. Jetzt ist die Stunde der Abrechnung gekommen, jetzt haben wir eine Chance… eine, die möglicherweise nicht wiederkommt! Ich bin Aleana, die rechtmäßige Herrscherin über die Stadt und das Land Ullnak! Tamuur ist ein Despot. Er wird uns alle vernichten!«

Verwirrung…

Die Kämpfer aus Ullnak wußten nicht, was sie tun sollten.

Und die Dinge entwickelten sich zwischenzeitlich nach ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit.

Von überall strömten die Angreifer aus dem Knochenreich Antolanien in das Innere der Burg. Es kam zu Kampfhandlungen.

Schwerter klirrten. Pfeile schwirrten durch die Luft. Im Nu herrschte Kampfgetümmel und ein solches Durcheinander, daß man Freund und Feind nicht mehr voneinander unterscheiden konnte.

Aleana brüllte ihre Anordnungen. Ihre helle Stimme vermochte aber jetzt den Kampfeslärm nicht mehr zu durchdringen.

Was sie von hier oben auf der Treppengalerie aus sah, ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren.

Da kämpften Männer aus Ullnak gegen Männer aus Ullnak. Es gab Vernünftige, die die Chance erkannten, die Fesseln des Magiers abzustreifen. Andere wiederum fielen die eigenen Kameraden an, weil sie einfach nicht an eine Veränderung glaubten, weil sie fürchteten, daß nach einem Auftauchen Tamuurs alles nur noch viel schlimmer werden und er furchtbare Rache für den Verrat nehmen könnte. Zwischen Furcht und Vernunft, zwischen Recht und Pflicht hin und her gerissen fielen die Verwirrten über sich her.

Die Knochenmenschen aus Antolanien waren schnell in der Übermacht.

Aber auch da tat sich etwas, was niemand in dieser Form erwartet hatte. Niemand – außer Rani Mahay und Fürst Skelettus.

Der Inder jagte mit Riesenschritten die breiten Treppen nach oben auf die Galerie, von der aus Aleana vergebens Zurufe machte, wo sie wild gestikulierte.

Wie hatte sie diese Stunde herbeigesehnt!

Seit Rani Mahays Flucht hatte sie ihre Doppelrolle mit einer Perfektion gespielt, wie das nur jemand fertig brachte, der etwas Großes im Schild führte und von seiner Mission überzeugt war.

Und das war sie!

Sie sah eine Chance für ihre Welt und ergriff die Chance beim Schopf.

Aber nicht alles ging glatt.

Die Männer, die Fürst Skelettus aus Antolanien mitgebracht hatte, waren in ihren Auffassungen offensichtlich ebenso gespalten wie die Ullnak-Leute.

Skelette kreisten andere ein, schlugen blitzschnell und ohne Warnung mit ihren gewaltigen Schwertern andere nieder.

Knochenmenschen töteten Knochenmenschen!

*

Der ersten Überraschung folgte das Entsetzen.

Skelettus' Kopf flog herum.

»Dalp? Berater Dalp?« entrann es seinen fahlen Knochenlippen. Er konnte es nicht fassen.

Dalp tötete hinterlistig mit zwei schnellen Schlägen Merap und Rulf, die an seiner Seite kämpften. Die Männer stürzten ohne einen Laut von sich zu geben.

Dalp rief ein scharfes, zischendes Wort. Im nächsten Moment teilten sich seine Anhänger und töteten Skelettus' Mitstreiter aus dem Hinterhalt, ehe die begriffen, worum es ging.

Skelettus mußte eine harte Klinge führen.

Gegen drei Gegner gleichzeitig setzte er sich zur Wehr.

Mahay konnte nicht mehr eingreifen, um Skelettus zu Hilfe zu kommen. Das mußten andere besorgen.

Er befand sich auf halber Höhe der Treppe, war abgeschnitten von unten und wurde verfolgt von Männern aus Ullnak und Skeletten.

Er konnte sich nicht aufhalten.

Da gab es Wichtigeres zu tun.

Tamuur!

Bevor der Magier auftauchte, mußte…

Da flog die Tür hinter Aleana auf.

Tamuur, der Scharlachrote, erschien auf der Bildfläche.

*

Er sah furchterregend aus.

Lauter grüne Muskelbänder schienen seinen unmenschlichen Körper zusammenzuhalten. Der breite Kopf erinnerte in etwa an eine aufgeklappte Muschel. Diese beiden Hälften waren verschiedenartig ausgebildet.

Die linke Muschelseite schillerte in einem satten Orangeton, die rechte in einem tiefen, unheimlichen Grün. Die Ohren waren gerippt und erinnerten an verkrüppelte Echsenflügel, die ihm gewachsen waren.

Aus dem breiten, wuchtigen Schädel züngelten etwa dreißig Zentimeter hohe Flammen, die einen dichten, sich ständig in Bewegung befindlichen Lichtkranz erzeugten. Die Flammenzungen zeigten sich in sämtlichen Rotfärbungen, die zusammengenommen eine hektische, scharlachrote Farbe ergaben.

Aleana schrie gellend auf.

»Das Medaillon! Das Amulett!« stieß sie hervor, und ihre Stimme war so laut, daß sie den Kampflärm diesmal übertönte. »Das Gegenstück… Fürst Skelettus… Im Thronsaal meines Vaters. Das rechte Auge des steinernen Adlers ist frei. Dort hinein…«

Weiter kam sie nicht.

Tamuurs Rechte schoß nach vorn. Die Hand sah aus wie ein knolliger Auswuchs, ein Mittelding zwischen einer Pflanze und dem Endstück eines Knochens.

Aleana wurde nach hinten gerissen.

Mahay war nicht gleich zur Stelle. Er erwehrte sich zweier Skelettkrieger, die unter dem Befehl des Beraters Dalp standen. Und er hatte gut vorgesorgt! Nun zeigte sich, daß er es verstanden hatte, bei der Zusammenstellung der kriegerischen Truppe einen Großteil seiner Leute einzubringen. Die waren in der Überzahl.

Skelettus und seine Getreuen hatten einen schweren Stand.

»Verräterin!« fauchte Tamuurs geifernder Mund. Er umfaßte Aleana, die sich vergebens zur Wehr setzte. »Fast habe ich es geahnt, aber ich wollte es nicht glauben. Deine Studien in meiner Bibliothek – du hast sie dazu benutzt, mich zu hintergehen. Das wirst du mir büßen! Es wird künftig nur noch einen Herrscher geben, der über Ullnak, über Antolanien, über Gesah und Grehk herrscht: Ich, Tamuur! Dich wird es dann nicht mehr geben!«

Er wich zurück mit ihr zu der Tür, aus der er gekommen war.

Aus den Augenwinkeln heraus erkannte der Inder, daß Tamuurs

Bewegungen nicht so geschmeidig und elastisch waren, wie er dies von ihm in Erinnerung hatte.

Bisher sah er den Scharlachroten stets in den Abend- und Nachtstunden. Die waren Tamuurs Milieu.

Er war nicht im Vollbesitz seiner Kräfte. Auch ein Wesen wie Tamuur verfügte nicht über unbeschränkte Macht… noch nicht…

Aber das hatten nur Mahay und Aleana erkannt, die sich in unmittelbarer Nähe des Magiers aufhielten. Und darüber hinaus hatte der Unheimliche Freunde und Helfer, die ihm zur Seite standen, die ihn fürchteten und auf die er sich verlassen konnte, wie die Auseinandersetzungen hier im Innern der Burghalle bewiesen.

Mahay wurde aufgehalten. Wertvolle Zeit ging ihm verloren.

Er stürzte, kroch auf allen vieren die Treppen empor und stieß mit beiden Beinen zwei Angreifer zurück, die in die Schwerter der Nachdrängenden fielen und zu Tode kamen.

Skelettus hatte einige Getreue um sich herum versammelt und schlug sich tapfer, und es gelang ihm sogar, sich freizukämpfen und die Flucht anzutreten in die Thronhalle, zu der ein breites, offen stehendes Portal unterhalb der hart umkämpften Galerie führte.

Rani konnte den Weg des Knochenfürsten nicht mehr verfolgen, da er selbst hart bedrängt war und nun auf die Galerie stürmte, um Aleana aus den Klauen des unheimlichen Magiers zu befreien, ehe der seine gräßliche Drohung wahr machte.

Tamuur verschwand mit seinem leuchtenden Schädel in einem dunklen Raum, in dem es keine Fenster gab.

Hier in der Finsternis fühlte er sich wohl.

Hier war es warm und stickig wie im Treibhaus, hier jedoch hatte nie ein Sonnenstrahl das Mauerwerk durchdrungen. Es gab überhaupt keine Lichtquelle – außer der, welche die Flammenzungen auf Tamuurs Schädel verursachte.

Flackernder, unruhiger Schein spielte auf den schwarzen Wänden und den dichtstehenden Säulen, die wie Baumstämme wirkten und ebenso dicht zusammenstanden.

Das war ein künstlicher Wald.

Rani Mahay rannte mit hinein, ehe sich das dunkle Tor hinter ihm wie von Geisterhänden bewegt, schloß und ihn absperrte von dem Kampfgeschehen draußen in der Burg.

Hier in der Dunkelheit fühlte Tamuur sich offenbar wohler. Seine Bewegungen erfolgten fließender und rascher, als ob er sich auf einem Schmierfilm fortbewegen würde.

Aleana rührte sich nicht mehr. Sie lag auf seinen Armen und hatte das Bewußtsein verloren.

Tamuur floh?

Warum stellte er den eingedrungenen Inder nicht zum Kampf?

Mahay beschleunigte seinen Schritt.

Irgend etwas trieb auch Tamuur an. Die Flammen aus seinem gespenstischen Haupt schlugen höher, loderten wild und verstärkten nur noch das Bild der geisterhaften Atmosphäre, die sowieso hier schon herrschte.

Da blieb Tamuur abrupt stehen.

Rani Mahays Schritte erklangen ganz deutlich.

Der Magier wirbelte herum.

Wild loderte sein unheimliches Gesicht auf, das weder tierischen, noch pflanzlichen noch menschlicher Herkunft war.

Die aufgeklappte Muschel schien in Flammen zu stehen, dann lösten sich blitzschnell und lautlos einige dieser Flammen und wurden zu glühenden Pfeilen, die rasend schnell auf ihn abgeschossen wurden.

Tamuur, der Magier setzte seine eigenen Waffen ein!

*

Die Pfeile sausten durch die Luft.

Rani warf sich zu Boden. Glühende Flammenzungen schienen über ihn hinwegzujagen und verloren sich zwischen den schwarzen, feucht schimmernden Stämmen, wo sie verpufften.

Mahay kroch weiter, das Schwert in der Hand.

Tamuur war nur etwa zweieinhalb Meter von ihm entfernt. Er richtete seinen Kopf nach unten.

Da rollte Mahay sich zur Seite. Glühende Pfeile bohrten sich in den Boden und umtanzten ihn funkensprühend.

Rani begriff, daß er so nicht an den Unheimlichen herankam, daß der zwar infolge der für ihn ungünstigen Zeit wie angeschlagen war, daß er aber von seiner Gefährlichkeit einem Normalsterblichen gegenüber kaum etwas eingebüßt hatte.

Die Pfeile verfehlten ihn zwar, aber die in seiner unmittelbaren Nähe in dem Boden verschwanden, ließen so etwas wie ein elektrisierendes Kraftfeld überspringen.

Mahay wurde durchgeschüttelt wie im Schüttelfrost.

Die Zähne schlugen ihm aufeinander, und heiße und kalte Schauer durchrieselten ihn.

Er wußte später selbst nicht zu sagen, wie es ihm dennoch gelang, sich aus dem Gefahrenbereich herauszuwinden und auf die Beine zu springen.

Wahrscheinlich hing das nur damit zusammen, daß Tamuur selbst verwirrt war und irgend etwas geschah, was seine Konzentration und seine Fähigkeiten zu diesem Zeitpunkt empfindlich störten.

Tamuur taumelte in das finstere Verlies zurück und verschwand in einer dicken, pulsierenden Wolke, die ihn und Aleana einschloß.

Ein häßliches, fauchendes Lachen drang an Mahays Ohren und schlug ihm wie ein Wind entgegen. Und dieser Wind war gleichzeitig Tamuurs unmenschliche, triumphierende und gleichzeitig enttäuschte Stimme: »Ihr habt ›es‹ geschafft… nein, nicht ›es‹… etwas nur – etwas habt ihr erreicht… diese Runde geht an dich, Rani Mahay. Ich muß weichen… aber nur für einen Moment. Dann werde ich zurückkommen. Aleana nehme ich mit. Sie hat Verrat begangen. Dir ist es gelungen, in einem unerwarteten Handstreich Ullnak zu überfallen. Aber was nützt dir Ullnak, wenn die Herrscherin fehlt, der du den Thron bereiten wolltest?«

Rani Mahay wich zurück. Die schwarze Wolke blähte sich auf. In ihrem Innern stand Tamuur wild flammend und glühend wie in einer Blase, und er preßte Aleana an sich, als gehöre sie zu seinem Körper und er wolle sie nie wieder loslassen.

»Eine Schlacht geht zu Ende… aber kein Krieg. Du wirst noch die Stunde verfluchen, in der du dich entschlossen hast, Tamuur, dem Scharlachroten, die Stirn zu bieten. Ich verspreche dir, ich werde dich holen – hinauf auf den Totenkopfmond, wohin ich auch Aleana bringen werde. Und Tamuur hält, was er verspricht!«

*

Die Stimme hörte sich schaurig an.

Der Wind wurde zu einem tosenden Orkan.

Die schwarze Wolke erhob sich, und mit ihr empor jagten Tamuur und Aleana. Und nicht nur sie.

In diesen Sekunden, da sich alles in ihm wehrte gegen die Gewißheit, die er fand, nahm er auch ein regalähnliches Gebilde wahr, in dem zahllose schwarzgebundene Bücher standen.

Tamuur floh nicht nur mit Aleana – er nahm seine geheimnisvolle Bibliothek mit, in der möglicherweise auch das Rätsel seiner Existenz und seiner Vernichtung zu finden war.

Die riesige Wolke, die sie umschloß, jenes magische, pulsierende Gebilde, erschien in einem fahlen, schwingenden Licht, das kreisrund war und in das hinein die schwarze Wolke wie eine antrieblose Rakete aus dem All stürzte.

Ein riesiger, grinsender Totenschädel stand mitten im Raum wie eine Vision, die im nächsten Moment wie eine Seifenblase zerplatzte.

Tamuur, die schwarze Wolke, Aleana und die geheimnisvolle Bibliothek waren verschwunden.

Leere gähnte den Inder an, der benommen und verwirrt dastand und das Gefühl hatte, in einen sternlosen Kosmos zu blicken.

Er spürte die eisige Kälte des Weltalls. Sie wehte ihn an wie ein Hauch.

Dann schloß sich das Loch.

Rani Mahay war allein inmitten der Halle der Finsternis, die ihn an einen gespenstischen Wald erinnerte.

*

Die Ruhe, die ihn umgab, wurde durch einen triumphalen Aufschrei aus tausend Kehlen gleichzeitig unterbrochen.

Rani stürzte durch das Dunkel und verirrte sich zwischen den Säulenstämmen. Es verging geraume Zeit, ehe er die Tür fand, durch die er vorhin gekommen war.

Er riß sie auf und stürzte auf die Galerie.

Der Kampf war bis auf wenige Ausnahmen beendet.

Ein Großteil der Männer aus Ullnak und Antolanien hatte die Waffen weggeworfen und lag sich in den Armen.

Und da gab es – überall in der Halle – keinen Knochenmenschen mehr!

Die aus Antolanien gekommen waren, besaßen wieder ihre alte Gestalt, waren wieder Fleisch und Blut.

Triumph und Freude kannten kein Ende, und auch die letzten Besessenen begriffen schließlich, daß die Zeiten sich gewandelt hatten und ein Umsturz erfolgt war, wie niemand ihn zu erwarten gehofft hatte.

Fürst Skelettus, nun wieder Fürst Ramdh, kam aus dem Thronsaal.

Er brachte die Aufklärung, die viele hier ahnten.

Die legendäre Gemeinsamkeit der beiden Völker wurde den meisten bewußt.

»Die Propheten hatten in den alten Schriften davon gesprochen«, begann Fürst Ramdh seine Mitteilung. »Niemand mehr glaubte an die Weissagung. Wenn es gelang, Tamuur aus einem Herrschaftsbereich zu verdrängen, wenn Ullnak und Antolanien sich wieder begegneten, konnte es zu einem neuen Beginn kommen. Im Thronsaal der alten Fürsten von Ullnak gab es, eingelassen in den steinernen Kopf einer Drachenechse, eine Schriftrolle, auf der das Amulett derer von Ramdh aus Antolanien erwähnt wird. Aleana sprach von einem Gegenstück. Es gibt kein Gegenstück. Es gab nur eine Abbildung des Amuletts, das auf rätselhafte Weise nach Antolanien gelangte.«

Sie hörten alle zu.

Ramdh unterbrach sich, als er Mahay oben auf der Galerie auftauchen sah.

Hunderte von Augen richteten sich auf den Inder.

»Tamuur hat diese Welt verlassen. Wir haben einen Sieg errungen. Aber einen Sieg, der zu teuer erkauft wurde. Tamuur hat Aleana mitgenommen, Ullnak ist ohne seine Fürstentochter«, sagte er ruhig.

Der neue Anfang zwischen den Völkern war mit einem Schatten bedeckt.

Tamuur hatte eine Niederlage erlitten – und doch nicht. Die Hinterlist des Magiers konnte an der Vereinigung zwischen Ullnak und Antolanien nichts ändern, die Voraussetzung war für einen Neubeginn, wie Aleana es aus den geheimnisvollen Texten Tamuurs entnommen hatte.

Und sie konnte nichts ändern an der Umwandlung der Knochenmenschen in Geschöpfe aus Fleisch und Blut.

Diese Umwandlung sah Mahay nun auch mit ganz anderen Augen und manche Dinge, die zuvor noch Fragen aufwarfen, wurden durch dieses Ereignis für ihn nun schlüssig beantwortet.

Die Antolanier waren nie ihrer wahren Gestalt beraubt worden! Nur so war verständlich, daß sie als Knochenmenschen durch den Hieb eines Schwertes, durch den Stich einer Lanze hatten getötet werden können.

Ihr Fleisch – war unsichtbar gewesen!

Das Licht des Totenkopfmondes war vergleichbar mit den Röntgenstrahlen der Erde.

Dieses Totenkopfmondlicht hatte Dauerwirkung.

Es funktionierte nicht im weißmagischen Zentrum – und deshalb war sowohl Fürst Ramdh sichtbar geworden als auch der Tote, der oben von der Spiraltreppe stürzte.

Rani Mahay ließ seinen Blick über die zahllosen Gesichter gehen, die ihm zugewandt waren:

»Ein neuer Anfang muß gemacht werden«, murmelte er. »Ein Anfang in Freiheit! Und wir werden alle Kräfte zu diesem Zweck zusammenfassen müssen, um diese Freiheit nicht wieder zu verlieren. Nutzen wir die Chance, die Tamuurs Flucht auf den Totenkopfmond uns allen gibt. Und hoffen wir, daß es uns gelingt, Aleana doch noch aus seinen Händen zu befreien. Er hält sie fest als Geisel, er ist wütend und geschlagen… er wird Forderungen stellen. Und dann liegt es an uns, ob es uns gelingt, ihm stark und vereint entgegenzutreten!«

*

Es war morgens, wenige Minuten nach zehn Uhr.

Anka Sörgensen und Tina Marino beendeten gerade ihr Frühstück.

An ihrem Tisch saß Thorwald Belman, am Nebentisch saßen die beiden Detektive, die den Auftrag hatten, Tina Marino vor unliebsamen Besuchern zu schützen.

Die Schauspielerin aber brauchte eigentlich einen solchen Fall nicht zu befürchten.

Sie hatte ihr Äußeres total verändert.

Sie trug jetzt eine knallrote Perücke, dazu enganliegende verwaschene Jeans und einen resedagrünen Pulli. Tina Marino war bekannt dafür, daß sie am liebsten schicke Kleider trug.

Die Schauspielerin hatte eine Brille aufgesetzt mit leicht getönten Gläsern.

Es war unmöglich, die Italo-Amerikanerin zu erkennen.

Mit Anka Sörgensen und Thorwald Belman war alles abgesprochen.

Die beiden Frauen wollten heute morgen in die Kingsroad fahren, um bei James Donelly einen Besuch zu machen.

Thorwald und die beiden Detektive sollten in vertretbarer Entfernung in Hausnähe warten und beobachten. Für den Fall, daß man irgendeine Hilfe benötigte.

Pünktlich zum bestellten Zeitpunkt kam Viertel nach zehn das Taxi.

Anka und Tina fuhren los.

Die beiden Detektive benutzten ein eigenes Fahrzeug, Thorwald Belman stieg in einen Austin Mini, den er sich bei einer Autovermietung geliehen hatte.

Die Detektive fuhren etwa fünfzig Meter weiter, als das angegebene Haus erreicht war, und ließen ihr Fahrzeug auf einen kleinen Parkplatz rollen, der als Quadrat, umgeben von alten Bäumen und einem Spielplatz, einen idealen Beobachtungsort ergab.

Thorwald Belman rollte nur ein Haus weiter, hielt am Straßenrand und hatte von hier aus eine vortreffliche Sicht auf das fragliche Haus, in dem Anka und Tina verschwanden.

Es besaß drei Stockwerke. Der Verputz war alt und morsch, und vor dem Haus gab es einen kleinen Vorgarten.

Thorwald stand unter einer seltsamen Spannung. Er war von Unruhe und Sorgen erfüllt, daß dort drüben etwas passieren könnte und sie eventuell zu spät kämen.

Er nagte nervös an seiner Unterlippe und suchte mit seinen Blicken die kleinen Fenster ab.

James Donelly wohnte in der ersten Etage.

In die Wohnung konnte man nicht hineinsehen. Die Vorhänge verhinderten das.

*

Anka Sörgensen und Tina Marino standen vor der Tür der Zielwohnung.

Die Norwegerin betätigte den Klingelknopf.

Es war deutlich zu hören, daß die Glocke anschlug. Es war ein lautes, nervendes Geräusch. Oder kam es ihnen nur so vor, weil sie unter einer gewissen Spannung standen?

Eine Tür klappte. Dann folgten Schritte. Langsame Schritte, schwerfällig…

»Ja?« fragte eine ältliche Stimme. »Wer ist denn da?«

Anka und Tina waren nicht überrascht. Durch einen Hotelboy wußten sie, daß James Donelly mit seiner alten Mutter die Wohnung teilte. Donelly war Junggeselle.

»Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie er aussieht«, hatte Tina Marino sich die sarkastische Bemerkung später zu Anka gegenüber nicht verkneifen können.

»Wir möchten zu Mister Donelly, Madame. Wir kommen vom Hotel«, sagte Tina Marino. Sie hatte in diesem Fall die führende Rolle übernommen. Die Fähigkeit, sich in eine Situation einzufühlen, brachten beide mit. Aber Anka ließ ihrer neuen Freundin den Vortritt. Sie war es schließlich auch gewesen, die den Namen James Donelly ausfindig machte.

Die alte Mrs. Donelly öffnete.

Sie trug eine Kittelschürze über einem dunklen Gabardinerock und einem Strickpulli. In der Wohnung war es nicht besonders warm. Es roch nach Brot und Tee.

»Sie wollten sicher meinen Sohn besuchen, nicht wahr?« begann Mrs. Donelly, noch ehe Anka oder Tina sich erklärt hätten. »Das ist lieb von ihnen.«

Sie seufzte. »Es geht ihm noch immer nicht sehr gut.«

»Was hat er denn eigentlich?« fragte Anka plötzlich wie aus der Pistole geschossen.

Wieder ein Seufzen. »Tja, wenn man das nur genauer wüßte. Der Arzt sagt, daß es mit seinem Herzen zu tun hat. Er brauche dringend Erholung. Er ist nervlich auch völlig am Ende. Aber so treten Sie doch bitte näher. James hat gerade gefrühstückt. Er sitzt noch im Morgenmantel am Tisch. Er wird sich sicher sehr freuen, so unerwartet Besuch von zwei so hübschen Kolleginnen zu erhalten.«

Die alte Dame schlurfte ihnen voran.

Ein handtuchschmaler Korridor folgte. Die Tapete an der Wand hatte es nötig, mal erneuert zu werden. Die Decke war vergilbt wie der Lampenschirm. Man sah der Wohnung auf den ersten Blick an, daß hier gerade das Notwendigste an Hausarbeit gemacht wurde.

Mrs. Donelly blieb an der Tür zum Wohnzimmer stehen.

»James, Besuch für dich«, sagte sie und ließ die beiden Besucherinnen an sich vorübergehen.

James Donelly saß wie angegeben am Tisch.

Anka und Tina hielten den Atem an.

Sie sahen Donelly beide als Skelett!

*

Aber das war noch nicht alles.

Donelly hatte schon Besuch.

Bei ihm am Tisch saß eine Frau.

Grauhaarig, strenge Hochfrisur, die das kantige, fahle Gesicht mit den matten, dunklen Augen noch härter erscheinen ließen.

Anka Sörgensens Herz überschlug sich.

»Sie… hier?« war alles, was sie wie ein Hauch über ihre Lippen brachte.

Das war die unheimliche Frau, die seit der Begegnung im Park des Krankenhauses ihr Leben und ihr Sterben bestimmte.

Die Frau aus Oslo – war hier in London, war ihr gefolgt wie ein Schatten!

*

Aber es kam noch schlimmer.

Die Frau erhob sich. Ein düsteres, bedrohliches Lächeln lag um ihre schmalen Lippen.

Anka wollte sich sofort herumwerfen, um zu fliehen.

Jetzt ahnte sie die Zusammenhänge, und ihr war klar, daß sie ahnungslos in eine Falle gegangen waren.

Aber da gab es keinen Fluchtweg mehr.

Die Tür hinter ihr – war verschlossen! Nein, es war überhaupt keine Tür mehr vorhanden. Die Wände ringsum bildeten einen Wall. Es gab auch kein Fenster mehr.

Sofort kamen ihr die Ereignisse von gestern abend in den Sinn.

Die schaukelnden Bilder, der abbröckelnde Verputz – alles nur eine Halluzination!

Sie lief daraufhin einfach auf die Stelle zu, wo sich eben noch die Tür befunden, wo eben noch James Donellys Mutter gestanden hatte.

Sie rannte voll gegen die Wand.

»Aber Kindchen«, sagte da die Graugesichtige, »tss, tss, was machen Sie denn? Wollen Sie sich den Kopf einrennen?«

»Ich will raus, ich will raus hier!«

Anka fing an zu toben und trommelte gegen die Wände.

Tina faßte sie am Arm.

»Sie können nicht ’raus, beide nicht. Nur, wenn wir das wollten. Und wir wollen doch nicht, Garp, nicht wahr?«

»Garp?« flüsterte Anka. Wer war Garp? Der Knöcherne am Tisch erhob sich ebenfalls.

James Donelly war Garp!

»Nein, wir wollen nicht«, sagte der mit dumpfer, unheimlicher Stimme. »Wir haben schließlich darauf gewartet, daß das geschieht,

was sich nun ereignet. Nicht jeden Tag bekommt man es so einfach gemacht, Maletta.«

»Was wollt ihr eigentlich von uns?« schrie Tina Marino da los. »Warum sehe ich Sie als Gerippe, warum nicht als Mensch? Wieso haltet Ihr uns hier fest, wer gibt euch das recht dazu und…«

»Langsam, immer langsam. Wir haben doch Zeit, Kindchen«, sagte die fahle Frau, die Garp mit dem Namen Malett angeredet hatte. »Bevor Ihr sterben werdet, habt Ihr natürlich ein Recht darauf, zu erfahren, warum Ihr sterben müßt…«

»Sterben?« echote Tina.

»Ja. Ihr seid eine Gefahr…«

»Gefahr? Aber wir haben doch nichts getan, wir…«

»Manchmal braucht man nichts zu tun, um eine Gefahr zu sein«, fuhr die Graue unbeirrt fort. »Ihr habt ein Talent… eine Fähigkeit… eine Kraft. Und dieser Kraft werdet Ihr euch von Tag zu Tag bewußter. Darin liegt die Gefahr für uns, die wir nicht von dieser Welt sind. Garp kommt aus einem Land, das man Antolanien nennt und in der Welt Maghon zu finden ist. Garp ist ein treuer Diener Molochos' und Rha-Ta-N'mys, der Göttin der Dämonen. Ich stamme aus einer anderen Welt und kann die Grenzen, die dieser Welt zeitlich und räumlich gesetzt sind, aus diesem Grund jederzeit für mich aufheben. Und etwas Ähnliches könnt praktisch ihr. Zusammengenommen verstärken sich eure Kräfte noch. Ihr seid nicht nur in der Lage, unsere Anwesenheit hier zu erkennen: weil Ihr Augen habt, die mehr sehen… Ihr seid auch fähig, nach ›drüben‹ zu gehen… und das ist schlimm. Ihr könnt Botschaften übermitteln, spionieren und Erkenntnisse sammeln, die den Plänen Rha-Ta-N'mys und Molochos' auf dieser Welt abträglich sind.«

»Rha-Ta-N'my? Molochos?« fragte Anka schwach.

»Rha-Ta-N'my ist die Mutter der Geister, ein Geschöpf aus der Tiefe des Grauens, Molochos ist der Mensch, der sie anrief und zu ihrem Fürsten ernannt wurde. Ihnen wird einst die Welt gehören. Und um das zu bewerkstelligen, dürfen Medien, wie ihr es gemeinsam seid, nicht existieren. Versteht Ihr nun, wie wichtig euer Tod für uns ist?« Die Blicke der Grauhaarigen gingen von einer zur anderen. Weder Anka noch Tina waren zu einer Erwiderung fähig.

Maletta fuhr fort: »Euer Können stärkt Kräfte, die wir hier sind zu beobachten und zu bekämpfen. Niemand weiß, wer James Donelly wirklich ist. Er ist ein treuer Diener der Finsternis. Aber wer weiß das schon? Eine junge Frau namens Anka Sörgensen und nun noch eine kleine Schauspielerin namens Tina Marino.«

Reden, pulste es in Ankas Hirn. Nicht einfach alles aufgeben. Zeit gewinnen! Dort unten auf der Straße warteten Thorwald und die beiden Detektive. Ihnen konnte man keine Zeichen geben. Aber je

länger ihr Aufenthalt hier oben währte, desto näher kam der Zeitpunkt, der die Begleiter verpflichtete, nach dem rechten zu sehen.

»Nach der Operation«, entrann es sich der Kehle Ankas, und sie hatte das Gefühl, an einem Kloß herumzuwürgen, »geschahen so viele merkwürdige Dinge…«

»Die du zunächst nicht begreifen konntest. Aber irgendwann schließlich kam der Moment, an dem die Erleuchtung kam. Jeder erkannte auf seine Weise zunächst, daß er Einblick genommen hatte in eine Welt, von der er nichts wissen darf.«

»Aber meine wunderbare Heilung…« warf Anka schnell ein. Es paßte überhaupt nicht in den Zusammenhang, Zeit gewinnen!

»Du warst ›drüben‹ gewesen. Es kam dir vor wie ein Traum, Anka Sörgensen«, sagte Maletta. »Du hast nicht mehr alles an dein Bewußtsein zerren können. Du hast einen Ort gestreift, den wir meiden. Das weißmagische Zentrum auf Maghon im Land Antolanien… erinnerst du dich immer noch nicht?«

Anka schüttelte kaum merklich den Kopf.

Da gab es zwar viele verwaschene, unklare Bilder, die sie vergebens zu erkennen suchte… der Besuch in den Welten, von denen andere nichts wußten, nicht mal etwas ahnten… das war der Grund, weshalb sie sterben sollte. Sie konnte Barrieren niederreißen… Barrieren, die es für sie und mit der weiteren Erkenntnis auch für Tina Marino nicht mehr gab.

Menschenfeinde fürchteten sie…

So also war das. Sie hatte es geahnt. Nun wußte sie es.

Und daraus ergaben sich die Konsequenzen.

»Wir sagen euch Lebewohl«, bemerkte Maletta, die nun auf gleicher Höhe mit James Donelly alias Garp stand. »Es wird schnell gehen. Feuer läßt bekanntlich nichts zurück.«

»Feuer?« entrann es Tinas und Ankas Lippen wie aus einem Mund.

Da passierte es schon.

Meterhohe Stichflammen schossen aus dem Boden und hüllten sie sofort ein. Die ganze Wohnung war im nächsten Moment mit Rauch und Qualm und Flammen erfüllt.

Die beiden Frauen schrien.

Sie faßten sich bei den Händen und suchten verzweifelt nach einem Ausgang.

Eingeschlossen!

Vier Wände ringsum!

Tina und Anka sahen in dem wirbelnden Rauch und in den prasselnden Flammen zwei Schatten.

Garp und die grausame Maletta!

Sie erhoben sich vom Boden, hatten Flügel und waren wie die Schatten zweier menschengroßer Vögel, die mitten im Rauch

verschwanden.

*

Es gab viele Zeugen.

Unter ihnen auch Thorwald Belman und die beiden Detektive.

Das Feuer brach schlagartig los wie nach einer Explosion. Und es konnte später festgestellt werden, daß der Brand in sämtlichen Räumen des Hauses gleichzeitig ausgebrochen war.

Deshalb ging es so schnell, deshalb konnte die Feuerwehr nichts mehr tun, die kam, als das Haus bereits zu einem armseligen Stumpf herabgebrannt war.

Und deshalb auch hatten die nichts tun können, die praktisch in der Nähe gestanden hatten.

Im Nu lag ein dichter Flammenvorhang um das ganze Haus. Da gab es kein Entkommen für Mann und Maus.

Voller Entsetzen, Verzweiflung und ohnmächtiger Wut hatte Thorwald Belman das rasend schnelle Abbrennen verfolgen können, für das niemand eine Erklärung fand. Die alten Balken und das Dach brannten wie Zunder.

Die Aufräumungs- und Rettungsarbeiten dauerten bis in die späten Abendstunden.

Auch Thorwald Belman beteiligte sich daran bis zur Erschöpfung.

Lebend konnte niemand mehr geborgen werden. Das hatte auch niemand erwartet.

Man fand bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Leichen, die niemand mehr identifizieren konnte.

Wie im Traum ging Thorwald Belman an diesem Abend durch die Straßen und Gassen der regnerischen Stadt und nahm das Leben um sich herum und den Verkehr nicht wahr. Vor seinem geistigen Auge stand das rauchender Trümmergrundstück, in dem Anka und Tina auf grausame Weise umgekommen waren.

Er hatte das Liebste verloren, das er erst vor kurzer Zeit fand. Er konnte nicht fassen, daß dies das Ende sein sollte…

*

Kurz vor Mitternacht erst kehrte Thorwald Belman ins Hotel zurück.

Obwohl das Zimmer gut geheizt war, fröstelte ihn.

Kühl und leer kam ihm dieses Zimmer vor.

Wie schön wäre es, wenn Anka jetzt hier sein könnte!

Er ging zum Fenster, dann zum Bett zurück – auf und ab, ruhelos, betroffen und traurig, hin und her.

Da stutzte er.

Auf dem Tisch neben dem Fenster lag ein Brief, der heute morgen noch nicht da gewesen war!

Der Umschlag war verschlossen.

»An Thor«, stand darauf, mehr nicht. Belman riß ihn auf.

Der Schweiß brach ihm aus, und sein Herzschlag stockte. Ankas Schrift!

»Geliebter«, las er mit halblauter Stimme. »Wir haben heute den 17. April. Es ist jetzt genau einundzwanzig Uhr fünfundzwanzig, da ich Dir diesen Brief schreibe, ich lebe, aber ich kann dir nicht sagen, wo ich mich aufhalte… ich kann nicht zu Dir kommen, aus Sicherheitsgründen, Garp und Maletta dürfen nichts von unserer – meiner und Tinas – Existenz wissen. Verzweifle nicht, sei nicht traurig! Ich habe eine Botschaft für Dich. Ich werde mich brieflich oder telefonisch bei Dir melden. Ich liebe Dich,

Anka«

ENDE